Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Nummer 6 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 7. Februar 1908

Gegen das System Keim.

Wenn heute noch formidable Kriegsflotten für notwendig erachtet werden zum Schutze des Handels, so erkennt man daraus, wie historische Erinnerungen dem Blick die Tatsachen der Gegenwart zu verschleiern vermögen. In der Konquistadorenzeit, wo der Handel Raubhandel war, und die Kolonialwaren den Inhabern der mit Waffengewalt eroberten Monopole mehr als 100 Prozent abwarfen, war das Kriegsschiff nicht allein Schutzwehr, sondern Werkzeug des Handels. Seitdem haben sich die Zustände und Formen des Handels gründlich gewandelt. Der Gedanke ist lächerlich, daß ein heutiger Staat seine Exportwaren und seinen Bedarf an Edelmetall auf dem Wege der Kaperei zu beschaffen versuchen könnte, und unsere Industriellen und Großhändler würden entschiedensten Einspruch erheben, wenn die Regierung durch ein Bombardement der Häfen unseres besten Kunden, Englands, den deutschen Export fördern wollte. Die einzige Nation, die stichhaltige Gründe für die Vergrößerung ihrer Kriegsflotte hat, ist die englische. Für ihre Insel bedeutet die Flotte dasselbe, was für uns das Heer. Sie besitzt zudem ein über vier Weltteile ausgebreitetes Kolonialreich. Freilich sinkt die Wertschätzung der Kolonien bei den Einsichtigen zusehends; wie ein Carnegie, der doch von solchen Sachen etwas versteht, sogar über Indien denkt, haben wir in Nummer 3 des „Morgen" erfahren. Und endlich bezieht das englische Volk drei Vierteile seiner Lebensmittel aus überseeischen Ländern. Zwar denkt aus dem oben angeführten Grunde kein Staat daran, ihm diese durch Blockaden zu sperren, aber man kann es den Engländern nicht verargen, daß im Unbehagen eines so unnatürlichen Zustandes schon der Gedanke an die entfernteste Möglichkeit einer solchen Gefahr sie nervös macht. So ist denn die Wahrscheinlichkeit, daß wir je einmal unsere Flotte zu einer großen Aktion brauchen werden, äußerst gering. Indes, solange das Wettrüsten noch anhält unter der Einwirkung einer historischen Tradition, der die tatsächlichen Grundlagen längst entzogen sind, müssen wir natürlich in der Reihe Schritt halten. Deshalb ist die Idee eines Flottenvereins, der es sich zur Pflicht macht, uns Landratten — das sind wir geographisch und historisch — über diese unangenehme Notwendigkeit aufzuklären, an

sich nicht unberechtigt. Durch die Art aber, wie der Verein in den letzten Jahren seine Aufgaben zu lösen versucht hat, ist er ein geradezu gefährliches Institut geworden. Die verhältnismäßige Sicherheit vor maritimen Friedensstörungen, deren wir uns erfreuen (größere Grenzregulierungen, in die wir hineingezogen werden könnten, stehen nur noch im Osten und Südosten bevor, wo Landheere zu entscheiden haben werden), hat zur Voraussetzung, daß die Völker und die Regierungen bei der Regelung ihrer wechselseitigen Beziehungen Vernunft walten lassen. Nun sind die mächtigen Interessentengruppen, von denen sowohl die Parlamente wie die Regierungen beherrscht werden, leidlich vernünftig, was hier soviel bedeutet wie: auf ihren richtig erkannten Vorteil bedacht. (Dieser Vorteil gebietet einer dieser Gruppen zwar, die Kriegsrüstungen zu fördern, aber das Risiko eines Krieges wünscht auch sie nicht zu übernehmen.) Doch ist die Möglichkeit immer vorhanden, daß die Vernunft in einem unglücklichen Augenblick einmal von der Phantasie oder von der Leidenschaft überwältigt wird, wie es den Franzosen Anno 1870 passiert ist. Zwar hat auch diese explosivste aller europäischen Nationen, durch jene schreckliche Erfahrung gewitzigt, solche Fortschritte in der Besonnenheit und Selbstbeherrschung gemacht, daß sie sich im Juni 1905 des gefährlichen Delcassé entledigte. (Der Beifall, den ihm die Kammer am 24. Januar dieses Jahres gespendet hat, war nur eine harmlose Befriedigung der nationalen Eitelkeit.) Zwar sind die Engländer und die Deutschen gar nicht explosiv geartet, aber mit dem Feuer spielen, ist niemals klug, und darum darf eine Agitation nicht geduldet werden, die nur unter der Voraussetzung Sinn hat, daß uns in nächster Zukunft ein Krieg gegen England bevorsteht. Das wirkt ebenso wie die bekannten Sensationsromane. Die Phantasie wird mit diesen Zukunftsbildern so anhaltend beschäftigt, daß sie sich zu fixen Ideen verdichten, zugleich wird auf beiden Seiten der grundlose und blinde Nationalhaß geschürt, und wenn nun fixe Ideen und Leidenschaft längere Zeit hindurch in derselben Richtung zusammenwirken, so kann es schon geschehen, daß bei einem zufälligen kleinen Konflikt von Interessen oder von Ansprüchen der Nationalehre unter allen möglichen Entschließungen gerade die dümmste, die verrückteste gefaßt wird.

Unter diesen Umständen verdienen die Bayern, die den auf verhängnisvoller Bahn fortstürmenden Flottenverein kräftig gebremst haben, den Dank des Vaterlandes. Allerdings geht ihre Opposition gegen das System Keim von ganz anderen Erwägungen aus als den oben angestellten, aber gerade diesen anderen Erwägungen ist das Publikum viel zugänglicher als den meinen, so daß der Zweck, den ich anstrebe, durch sie weit wirksamer gefördert wird. So ziemlich die ganze Presse (ausgenommen nur, so viel ich von meinem Winkel aus sehen kann, einige der Grobeisenindustrie nahestehende Blätter) hat ja glücklicherweise für die Bayern Partei ergriffen. Aber es gilt in diesem Augenblick, dem Wiedereinlenken in die verhängnisvolle Bahn vorzubeugen, und darum möchte ich die Rede, die auf der Hauptversammlung zu Kassel der Ehrenvorsitzende des bayerischen Landesverbandes, der Reichsrat Freiherr von Würtzburg,

gehalten hat, sorgfältiger Erwägung empfehlen. Sie ist ja in den Zeitungen skizziert worden, aber da die Berichterstatter an Ort und Stelle in ihrer Hast kaum in der Lage sind, gerade die wesentlichen Gedanken eines Vortrags herauszugreifen, will ich diese nach dem gedruckten Wortlaut zusammenstellen.

Der Freiherr erinnert zunächst daran, daß der deutsche Flottenverein nach dem Vorbilde der englischen Naval league gegründet worden ist, aber zu einem ganz anderen Zweck als diese. Die Naval league entstand in einer Zeit, wo die Admiralität den Ausbau der Flotte vernachlässigte, und jene machte es sich zur Aufgabe, die Regierung zur Erfüllung ihrer Pflicht anzutreiben; der deutsche Flottenverein sollte das Volk über die Notwendigkeit der vom Kaiser beschlossenen Gründung einer deutschen Seemacht aufklären und die Gemüter dafür erwärmen. Dann wird erzählt, wie der Konflikt entstanden ist. Als der Freiherr 1900 aufgefordert wurde, an der Gründung eines bayerischen Landesverbandes mitzuwirken (man möge sich, meint er, deswegen an ihn gewandt und ihn dann zum Vorsitzenden erwählt haben, weil er keiner politischen Partei angehöre), fand sich in Bayern wenig Verständnis und Liebe für die Flottenpläne der Reichsregierung und für den Verein. Die einen sagten: Wozu brauchen wir einen Flottenverein? Wir haben ja auch keinen Armeeverein; Regierung und Reichstag werden das Erforderliche schon besorgen. Andere: Wenn die Preußen Schiffe haben wollen, mögen sie selber sich welche bauen, wir brauchen keine. Noch andere: Die Marineschwärmerei ist ja nur eine Liebhaberei, und dazu ist sie uns zu teuer. Mit diesen Aeußerungen war nun gerade dem neuen Landesverbande seine Aufgabe, die in der Berichtigung der ihnen zugrunde liegenden Ansichten besteht, klar vorgezeichnet. Die Veranstaltung der Hauptversammlung zu München 1903 förderte nicht bloß den Landesverband, sondern den ganzen Flottenverein. Hier ereignete es sich zum ersten Male, daß das Präsidium von einem Bundesfürsten empfangen wurde — der Prinzregent leerte auf das Gedeihen des Vereins sein Glas — und die Versammlung wurde zu einem Volksfeste gestaltet, bei dem alle Stände vertreten waren, was von den Hauptversammlungen der nächsten Jahre mit gutem Erfolg nachgeahmt worden ist. Ueber Grundsätze und Methode herrschte zwischen dem bayerischen Verbande und dem Präsidium vollkommenes Einvernehmen. Herr von Würtzburg hatte in einer Rede gesagt: „Nicht aufdringlich wollen wir vorgehen, sondern ruhig und sachlich die Bedeutung der Flotte für das Wohl unseres Vaterlandes darzulegen uns bemühen. Mit politischen Fragen dürfen die Ziele des Flottenvereins nicht verquickt werden; welcher politischen Partei das einzelne Mitglied angehört, das ist uns gleichgültig.“ Dieser Satz wurde vom Präsidium 1902 in das Handbuch aufgenommen, das den Vereinsleitern die Direktiven geben sollte.

Diesem System der ruhigen, parteilosen Aufklärung trat 1904 das von Keim repräsentierte neue System der leidenschaftlichen Agitation mit parteipolitisch-konfessionellem Einschlag gegenüber. Herr von Würtzburg machte die Präsidialmitglieder in

mündlichen Besprechungen und in einer Denkschrift auf das Bedenkliche dieses neuen Systems aufmerksam; von den zehn angesehenen Vereinsmitgliedern in verschiedenen Gegenden Deutschlands, an die er Exemplare geschickt hatte, bekam er zustimmende Antworten. Die Gegenpartei gab den Bayern den Rat, sie möchten ihre Tätigkeit in Bayern nach ihrem Belieben einrichten, sich aber um das, was der Flottenverein außerhalb Bayerns tue, nicht kümmern. Das sei gerade so, meint der Redner, wie wenn der Bundesrat den Bayern riete, sich auf ihre Briefmarken und ihren Malzaufschlag zurückzuziehen und sich um sonstige Reichsangelegenheiten nicht zu kümmern, das heißt also: sich aus dem Reiche ausschließen zu lassen. Der Zwist führte zu der Krise des Jahres 1905. (Redner erwähnt nicht, daß der Kaiser im Mai des genannten Jahres in einem Telegramm an den Vereinsvorsitzenden, General Menges, der Vereinsleitung seine Mißbilligung ausgesprochen und sie angewiesen hat, „sich fortan in den Bahnen des Regierungsprogramms zu bewegen".) Damals fing man an, den Bayern vorzuwerfen, sie trieben Hintertreppenpolitik und seien Schleppträger des Zentrums. Herr von Würtzburg sieht es nicht als Beleidigung an, wenn man von einem Mitgliede des Flottenvereins sagt, es gehöre zur Zentrumspartei, wünscht vielmehr dem Vereine möglichst viele Zentrumsmänner als Mitglieder. Aber er konstatiert, daß von den gegenwärtigen und den früheren Führern des bayerischen Verbandes keiner dem Zentrum angehöre, und spricht seine gerechte Entrüstung über die Form aus, in der diese angebliche Zugehörigkeit zur Zentrumspartei behauptet wurde, indem man den Mitgliedern dieser Partei die nationale Gesinnung absprach. (Dem abscheulichen Unfug, jeden, welcher der Regierung oder auch nur einer die Regierung beherrschenden Clique opponiert, als Reichsfeind oder Antinationalgesinnten zu verdächtigen, sollte man bloß noch mit Ignorieren oder mit Spott bekämpfen.) Das neue System bestimmte den (seitdem verstorbenen) Kriegsminister von Asch und einen jetzt noch aktiven Minister, aus dem Verein auszuscheiden, und in einer Sitzung des Landesausschusses erklärte ein Generalstabsoffizier, die Kritik, die das Vereinspräsidium an dem Flottenprogramm der Regierung übe, könne doch nur bedeuten, daß der Staatssekretär der Marine entweder sein Geschäft nicht verstehe oder seine Pflicht vernachlässige; unter diesen Umständen könnten aktive Offiziere füglich nicht länger im Verein verbleiben. Für die Hamburger Hauptversammlung im Jahre 1906 wurden deshalb die bayerischen Delegierten instruiert, doch zu wirken, daß von der Agitation alles ferngehalten werde, was geeignet sei, Andersdenkende und ganze politische Parteien zu verletzen, unsere Marine vor dem Auslande herabzusetzen und das Vertrauen in unsere Marineverwaltung zu erschüttern.

Dann kam der 13. Dezember 1906 und die Wahlagitation des Präsidiums durch die Massenverbreitung von Broschüren. Die Wirkung bestand in zahlreichen Austrittserklärungen und Austrittsdrohungen; hätte der bayerische Verbandsvorstand nicht die Flugblätterverteilung gehemmt und alles aufgeboten, den ungünstigen Eindruck abzuschwächen, so würde der bayerische Verband damals „aufgeflogen" sein. In einem offiziellen Briefe der Berliner Geschäftsstelle wurde der Grundsatz aufgestellt: Mitglieder, die aus diesem Anlaß austreten, sind wertlos. Sehr richtig bemerkt Würtzburg, wie könne ein vernünftiger Mensch erwarten, die Mitglieder einer aus lauter Zentrums-

männern bestehenden Ortsgruppe würden auf die Weisung des Präsidiums des Flottenvereins gegen ihre politische Ueberzeugung wählen? (Merkwürdig, daß Keim und Genossen nicht einsehen, wie ihre beiden Tendenzen: die Marinetendenz und die parteipolitisch-konfessionelle, einander gegenseitig aufheben. Wie schwer hat es schon gehalten, die Antipathie der Bevölkerung gegen die Wasserpolitik soweit zu überwinden, daß die freisinnigen und die Zentrumsabgeordneten, ohne ihre Mandate zu gefährden, für die Forderungen der Regierung stimmen konnten. Wie will man hoffen, den Reichstag noch über das Regierungsprogramm hinaus fortreißen zu können, wenn man das Zentrum, das bedeutet vorläufig noch die Katholiken, von der Beteiligung an der „nationalen" Sache aussperrt?) Der Landesverband beschloß — noch vor der Veröffentlichung der Keimbriefe im Bayerischen Kurier — beim Präsidium Vorstellungen zu erheben. Auf der Hauptversammlung zu Köln beantragte der bayerische Landesverband: es sollten Garantien dafür geschaffen werden, daß sich solche Vorkommnisse nicht wiederholten, und daß die Vereinstätigkeit wieder in die satzungsgemäße Bahn einlenke. Die Bayern zogen ihren Antrag zurück, weil ihnen mit der Aussicht auf einstimmige Annahme eine Resolution angeboten wurde, deren erster Teil dem Sinne nach das gleiche enthielt: eine unzweideutige Desavouierung des Verhaltens des Generals Keim. Der zweite Teil, der dem Präsidium das Vertrauen der Versammlung aussprach, konnte unmöglich als Billigung dessen verstanden werden, was der erste Teil mißbilligt hatte; er konnte nur bedeuten: man vertraue, daß das Präsidium in Zukunft die ihm durch den ersten Teil der Resolution gegebene Weisung befolgen werde, und deshalb glaubten die Bayern auch diese zweite Hälfte der Resolution annehmen zu dürfen und zur Wiederherstellung des Friedens annehmen zu müssen; besonders da von Mitgliedern des Präsidiums versichert wurde, die Wahlagitation sei nicht von diesem, sondern nur von Keim persönlich ausgegangen. Wäre die Absicht, Keim zum geschäftsführenden Vorsitzenden zu wählen, in Köln kundgegeben worden, so würde es nach dem Dargelegten für die Bayern unmöglich gewesen sein, auf dieser Basis mit dem Präsidium Frieden zu schließen. Indem hierauf das Präsidium dennoch dem General Keim eine leitende Stelle anvertraute, bekundete es, daß es sich für Keims System entschieden habe, und damit war die Haltung, die der bayerische Landesverband einzunehmen habe, unzweideutig gegeben.

So weit der Freiherr von Würtzburg. Wenn die bayerische Auffassung, zu der sich ja auch andere Landesverbände bekannt haben, durchdringt, wird die weitere Tätigkeit des Vereins nicht allein unschädlich bleiben, sondern auch Nutzen stiften. Es ist ohne Zweifel verdienstlich, den Bayern klar zu machen, daß auch sie kein idyllisches Sonderdasein führen können, sondern sich darin ergeben müssen, in den Strudel der Weltwirtschaft und Weltpolitik hineingezogen zu werden. Das kriegerische Gewand werden ja dieser Weltpolitik einige weitere Jahrzehnte friedlicher Entwicklung wohl abstreifen.

Carl Jentsch.

Auch ein Urtheil.

„Und Dies rede ich noch Alles von dem Herrn hinieden auf Erden, nämlich daß Recht und Richter, res und persona, nicht für ein Ding, sondern unterschieden und nicht in einander gemenget soll sein, also daß man nicht sehen noch achten soll, was der Richter, sondern was das Recht thut. Die ganze Schrift verbeut, die Person anzusehen. Sie haben aus unsern Büchern gelernet, daß man die Obrigkeit und Herrschaft soll ehren, das ziehen sie dahin: was die Person thut, das soll man ehren. Während wir doch allein das Amt und Recht gemeinet und verstanden haben, so mengen sie es so schändlich und meinen, alles, was die will und denkt, das sei der Obrigkeit und des Amtes Werk. Wenn aber Das soll Recht sein, was die Person, so im Amt sitzt, will und thut, so ists ganz aus." Es giebt im lieben Deutschland heute Dinge, für die die Sprache fehlte, wenn uns Luther nie, der mächtigste Magister, gesprochen hätte, und zu diesen Dingen gehört der famose Prozeß, den Herr Beseler inszenirt, Herr Lehmann geführt, Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld aber geleitet hat. Als das Urtheil gesprochen war, sagte ich hier: „Ich kann keinen Standpunkt gewinnen, der mir das von der vierten Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin gegen Maximilian Harden gefällte Urtheil berechtigt erscheinen ließe, und es ist auch keine Frage, daß die Ruhe nicht wiederkehrt, solange dieser beschämende Fehlspruch zu Unrecht besteht." Wars ein frommer Irrthum von mir, also zu reden? Der Schein spricht jedenfalls gegen die Hoffnung. Nach der Urtheilsfällung sagte Jeder sein mehr oder minder niederträchtiges Sprüchlein her, und wie auf Kommando ward die Sache dann unter fidelem Silentium begraben. Diesem löblichen Beispiel zu folgen, geht über meine Kraft, und ich kann denen, die es angeht, zu meinem Bedauern die Freude des Schweigens nicht machen.

Am vierten Januar verurtheilte die vierte Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin den Herausgeber der „Zukunft" zu vier Monaten Gefängnis, weil er den Grafen Cuno von Moltke beleidigt haben sollte. (Daß der Beleidigte am 11. Mai 1907 die sechs Monate früher gedruckten Beleidigungen noch nicht erkannt hat, ist erwiesen.) Ganze vier Wochen, bis zum 30. Januar, hat es gedauert, ehe das erkennende Gericht die schriftliche Begründung zu seinem Urtheil zu liefern vermochte. Leicht kann die Arbeit also nicht gewesen sein, und ich muß zunächst fragen, ob Beleidigungen, die man unter einem solchen Aufwande von Zeit und Arbeitskraft konstruiren muß, mit vier Monaten Gefängnis zu pönen sind. Oder sollten andere Gründe für die Verzögerung der Urtheilszustellung in Anspruch zu nehmen sein? „Alle Rechtspflege, hat Heinrich von Treitschke gesagt, ist eine politische Thätigkeit." Und nach politischen Gründen der Verzögerung zu suchen, liegt nahe genug. Hat nicht der right honourable Beseler neulich schon im preußischen Abgeordnetenhause erklärt, daß nach seiner Ansicht Revisionsgründe für die Anfechtung des ergangenen Urtheils nicht vorlägen? Wie kommt dieser, immer interessanter werdende, Herr zu seiner Ueberzeugung? Die Antwort wäre

immerhin wertvoll zu hören. (Dabei lasse ich das Skandalon ganz außer Betracht, daß ein königlich preußischer Justizminister materiell in ein noch schwebendes Verfahren eingreifen versucht. Sind wir wirklich schon soweit wie in Frankreich? Doch Herr Beseler hat ja Vorgänger gehabt. Ehe zum zweiten Mal gegen Harden verhandelt wurde, hatte schon Herr von Einem im Reichstage zu den prozessualen Vorgängen Stellung genommen und, wie das Ergebnis des Verfahrens gegen Hohenau und Lynar bewies, mit einer Ahnungslosigkeit gesprochen, die Lakaien nur entschuldbar finden können. Manchem ist die konstitutionelle Verantwortlichkeit eine merkwürdig leichte Bürde.) Daß die gewissenhafte Excellenz ihren Glauben nicht auf Preßreferate stützt, möchte ich wenigstens zu ihrer (nicht des Gerichts) Entlastung annehmen. Ein anderer Grund: hatte jemand ein Interesse daran, die Motivation des Urtheils nicht vor dem Spruch des Militärgerichts in die Hände Hardens gelangen zu lassen? Ich weiß es nicht; vier Wochen Lieferzeit wollen aber erklärt sein; umsomehr, als Herr Simonson doch nur acht Tage Urlaub zur Fertigstellung der Begründung bewilligt erhalten hatte und vierundsechzig Seiten in einer Woche auch zu leisten waren, spielend, wenn die schriftliche Begründung in allen halbwegs wesentlichen Punkten mit der mündlichen übereinstimmt. Die etwas näher zu betrachten es nun an der Zeit ist.

Ein paar Thatsachen zunächst. Erwiesen ist, daß der so schwer verletzte Graf Moltke die Beleidigungen nicht verstanden hat und um Aufklärung bat; erwiesen, daß der (nach Herrn Isenbiels Terminologie) „Ehrenmann, der wahre Edelmann, nicht nur von Geburt und Stellung, sondern nach dem Adel der Gesinnung" die Frauen „Closetts", die Ehe eine „Nothzuchtsanstalt" genannt hat, zwischen sich und seine Frau eine Waschschüssel gestellt, sich in Unterhosen ins Bett gelegt und die ehelichen Pflichten nicht im Umfange normal veranlagter Männer ausgeübt hat. (Daß die Aussage der Frau von Elbe von der des Gesinnungsaristokraten beträchtlich abweicht, weiß ich; stehe dem Herrn mit dem blanken Ehrenschilde aber nicht viel anders gegenüber als Herr Isenbiel der Frau von Heyden.) Erwiesen ist ferner, daß die Herren Cuno und Phili sich „Mein Geliebter", „Mein Alles" anredeten und den Kaiser in ihren Briefchen das „Liebchen" nannten; erwiesen, daß der mit dem Adel der Gesinnung das Taschentuch seines Freundes Phili gerührt an die Lippen drückte (die alberne Mär, dies sei ein Scherz gewesen, ward von altersgrauen Kriminalisten willig geglaubt; williger, als die feste Aussage des Leutnants von Kruse über diese Scene). Erwiesen ist, daß der Herr seiner Frau erklärt hat: „Du bist die Stufe, über die hinweg ich höher schreite"; erwiesen, daß die Worte fielen: „Wir haben einen Ring um Seine Majestät gezogen, einen Kreis geschlossen, in den niemand eindringen kann." Erwiesen ist, daß Phili eine Zeitlang Tag für Tag Briefe vom Flügeladjutanten Moltke erhielt; erwiesen, daß Graf Kuno durch Jahre und Jahre hin in intimer Freundschaft mit dem Grafen Wilhelm von Hohenau lebte, sich mit ihm duzte. Das Alles ist erwiesen; in beiden Instanzen, und es ist zugleich beträchtlich mehr, als Harden je in seinen Artikeln behauptet hat. Und da kommen fünf Leutchen und erklären, daß Einer für ein paar Sätzchen, die weit

hinter dem erweisbar Wahren bleiben, vier Monate Gefängnis verdient habe wegen Verletzung des § 186 des Strafgesetzbuches!

Wie das möglich wurde? Sehr einfach. Man hält sich nicht an das thatsächlich Gegebene, nicht streng an den Wortlaut, sondern man interpretiert; unterstellt, liest hinein und heraus. Eine ähnliche Begründung, wie die dieses Urtheils, war wohl schon seit Jahren nicht mehr da. „Der Angeklagte", gehts an, „hat nach Ansicht des Gerichts den Grafen Moltke als einen an Perversion des Geschlechtstriebes leidenden Mann hingestellt." Der Inhalt dieser Gerichtsansicht ist objektiv unwahr. „Nicht anders sind die Artikel in der Oeffentlichkeit aufgefaßt worden." Diese Behauptung ist objektiv unwahr. „Sie sind vielfach sogar dahin aufgefaßt worden, daß er den Mitgliedern des Kreises strafbare Bethätigungen des homosexuellen Triebes nachsagen wollte." Diese Behauptung ist objektiv unwahr. Kein Mensch hat sie bei ihrem Erscheinen so aufgefaßt, sogar der Herr Kläger nicht. Sonst hätte er den Klosterprobst nicht mehr im Mai zu bemühen brauchen. Aufgefaßt in diesem Sinne hat sie außer den Herrn Lehmann, Gohr, Fritzschen, Simonson und Lange nur der Fürst von Liebenberg, und der nur solange, als das von ihm beantragte Ermittlungsverfahren schwebte. „Der Angeklagte hat auch dem Freiherrn von Berger und dem Klosterprobst Otto von Moltke zugestanden, daß er den Nebenkläger für homosexuell halte und auf seine normwidrige Veranlagung hingedeutet habe." Die Behauptung ist unwahr. Zugestanden hat der Angeklagte das nicht, er hat im Gegentheil gesagt, daß er seine Ansicht über die Veranlagung des Grafen in den Artikeln nicht zum Ausdruck gebracht habe. Der klosterpröbstliche Missionar wäre ja auch überflüssig gewesen, wenn die Substitution der Fünfmännerkammer berechtigt wäre. Zu allem Ueberfluß hat der Klosterprobst noch, als er Hardens Ueberzeugung vernahm, nach eigenem Bekunden erklärt, daß „jetzt ja ein ganz neues Moment in Erscheinung getreten sei". Das Alles thut nichts: der Angeklagte hat „zugestanden". Reizender noch ist, daß auch der Freiherr von Berger zum Schergendienst gezwungen wird. Aber, meine verehrten Herrn, die Vermittlung Bergers fand ja im November 1906 statt. Warum hat denn der Mann erst im Mai mit der Reinigung seines Ehrenschildes begonnen? Wirklich, ein Muster klarer, einfacher, schlichter Logik, diese Urtheilsbegründung! Weiter: „Der Angeklagte meint nun, es stehe nichts von homosexueller Bethätigung in den Artikeln. Er mußte sich aber klar darüber sein, daß ein Homosexueller ein solcher Mensch sei, der sich homosexuell bethätigt, daß dies also mit aktiver Homosexualität identisch ist." Erstens hat Harden dem Nebenkläger Homosexualität nie nachgesagt. Wollen wir uns nicht endlich entschließen, bei dem zu bleiben, was in den Artikeln wirklich steht? Zweitens ist von einer Veranlagung bis zu ihrer Bethätigung ein Riesenschritt. Drittens ist es unwahr, daß ein Homosexueller nur ein Mensch sei, der sich homosexuell bethätigt. Von wannen den Herrn ihre Wissenschaft kam, bleibt ihr Geheimnis. In jedem medizinischen Lehrbuch über diesen Gegenstand liest mans anders. Das geht Euch nichts an, ihr habts nur mit den Normalmenschen zu thun? Nein, meine Herrn! Ehe man seine Mitmenschen ins Gefängnis schickt, unterrichtet man sich, was die Urtheilsfähigen, die in so peinlicher Materie Sachverständigen sagen. (Diese gewissenhaften Herrn erlauben sich, dem Herausgeber der „Zukunft" Leichtfertigkeit vorzuwerfen, weil er Bismarck glaubte, Frau von Elbe und Schweninger vertraute!) Wurden die Herrn Moll, Eulenburg, Hirschfeld, Hoffmann etwa gefragt, ob sie aus den inkriminirten Stellen den Vorwurf der Homosexualität, und

zwar der aktiven Homosexualität herauslesen? Diese Frage wäre beträchtlich wichtiger gewesen, als die über die Hysterie der Frau von Elbe (die ein Wiener Arzt aufs Tapet brachte, der weder in der theoretischen, noch in der praktischen Medizin irgend etwas geleistet hat, trotzdem aber mit einem preußischen Orden am Rock vor der Schranke erschien. Auch die Frage, wer diesem Braven den Orden verschafft hat, wäre vielleicht am Platze gewesen). Weiter: „Es sind dies Thatsachen, die geeignet seien, den Nebenkläger verächtlich zu machen und ihn in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen." Thatsachen? Bisher war, wie man sieht, nur von unterlagslosen Behauptungen einer Königlich preußischen Strafkammer die Rede; die auch dadurch nicht wahrer werden, daß sie fünf Unterschriften tragen. Weiter: „Schon durch den bloßen Vorwurf (Vorwurf?) der homosexuellen Neigung wird nach der Auffassung aller normaldenkenden Volkskreise der davon Betroffene in seinem moralischen Werthe herabgesetzt, geradezu verächtlich aber wird er, wenn er diese Neigung bethätigt." Ists nicht lohnend, die Herren an der Arbeit zu sehen? Plötzlich wird zwischen Neigung und Bethätigung unterschieden, ein Unterschied anerkannt, den man fünf Zeilen vorher bestritten hatte; plötzlich wird der Kontakt mit der Wissenschaft wieder hergestellt. Warum? Weil man jetzt die Sachverständigen braucht. Denn „die Verhandlung hat ergeben, daß der (von wem?) gegen den Grafen Moltke erhobene Vorwurf nicht nur nicht erweislich wahr, sondern direkt unwahr ist. Graf Moltke hat eidlich bekundet, daß er nicht in unsittlicher Neigung zu Männern hingezogen wird und nicht normwidrige Gelüste an sich gespürt, geschweige denn bethätigt hat". Ja, meine Herren, den Eid des Grafen Moltke in Ehren; aber der fleckloß Reine hat auch bekundet, daß „nie am Kaiserlichen Hofe ein süßes, unmännliches Wesen geherrscht hat", und Herr Lehmann konnte nicht schnell genug diese eidliche Versicherung unterstreichen. Inzwischen haben die Herrn Hohenau und Lynar vor Gericht gestanden (Zwei Ehrenmänner; selbst den erdrückendsten Aussagen gegenüber leugneten sie bis zum letzten Augenblick.), und wir haben eine Urtheilsbegründung gehört, die mit dem (auch eine neue Erscheinung) beeideten Hymnus des Grafen Moltke in einem nicht zu verwischenden Widerspruche steht. Dabei hat Graf Moltke jahrelang, nochmals seis gesagt, intim mit Hohenau verkehrt, sich mit ihm geduzt, ist ihm verwandt. Denkt Euch, die Frau von Elbe hätte dies beschworen! Er hat ferner, vor dem Schöffengericht, gesagt, er wisse nicht, wo der Graf Lynar gewohnt, wisse nicht, wo dessen Villa gelegen habe, und kenne ihn kaum. Dabei hat er in dessen nächster Nähe im kleinen Potsdam gewohnt und seine Wohnung von dem jetzt Ueberführten übernommen. Ich weiß nicht, ob der Graf Cuno danach noch als klassischer Zeuge in eigener Sache zu gelten hat. Sicher ist, daß ihn das Gericht dafür nahm und auch die unwahrscheinlichste seiner Erklärungen ohne jedes Bedenken als wahr unterstellte. (Selbst Herr Isenbiel hat von der Taschentuchszene nur gesagt, daß „er sie eher für einen mißlungenen Scherz halte".) Weiter: „Fürst Eulenburg hat ebenfalls eidlich bekundet, daß zwischen ihm und dem Grafen Moltke lediglich ein rein ideelles Freundschaftsverhältnis besteht, das in jungen Jahren in jugendlicher Schwärmerei geschlossen, durch gemeinsam künstlerische Bestrebungen sich immer enger gestaltet und bis ins Alter den idealistischen Zug behalten hat. Von Erotik ist dabei keine Spur." Der Fürst Philipp hat aber auch bekundet, daß er nie außeramtlich Politik getrieben habe. Ein klassischer Zeuge. „Nein, Marcius, ich lehn' auf eine Krück' und schlage mit der andern, eh' ich dies Werk versäum'." Passons. „Auch Frau von Elbe

hat . . .“ Doch wozu den ganzen nicht zur Sache gehörigen Kram erst citieren. Den Herrn beliebts, sich nicht an den Wortlaut der Artikel zu halten. Sie konstruiren Behauptungen, die in den inkriminierten Artikeln nicht stehen, und schlagen sie hinterdrein selber wieder tot. Nachdem dies zur allgemeinen Zufriedenheit gelungen ist, wird der Mann, der mit der Strafkammerkonstruktion nicht das Geringste zu thun hat, zu vier Monaten Gefängnis verurtheilt. Bona fide; Alles bona fide, versteht sich. Wo ist für einen ernsthaften Publizisten im Deutschen Reiche noch Raum, wenn dieses Urtheil Rechtskraft erlangt, diese Praxis zur anerkannten wird? Morgen kann jeder Andre auf das Sünderstühlchen geschleppt werden. Und wo, meine Herrn von der Presse, bleibt in diesem Fall Ihr Gerechtigkeitsgefühl? Wenn ein Lokalreporter von einem Schutzmann etwas unsanft angefaßt wird, heult der Sturm durch die Blätter, und der Scirocco benimmt dem braven Bürger die Athmung. Hier wird Einer, von dem Ihr Alle gelernt habt oder lernen solltet, in einem Verfahren geopfert, das seinesgleichen in den letzten Jahren nicht hatte: und rings schweigen, bis auf die schmähsüchtigen Krähen, alle Stimmen. Das Urtheil ist gesprochen, all right. Wie es zu Stande kam, von welcher valeur seine Gründe sind, welche politischen Wetterzeichen der Urtheilsverkündung vorausgingen, das alles interessiert Euch nicht. „Wer euch vertraut,

Findt Hasen, wo er Löwen hofft,
Wo Füchse Gäns. Ihr seid nicht sichrer, nein,
Als glühnde Kohlen auf dem Eis,
Als Schnee im Sonnenschein. Eure Tugend ist,
Zu adeln den, den schlimme Fehler niederdrücken,
Dem Recht zu fluchen, das ihn schlägt. Wer Größe
Verdient, holt sich auch Euren Haß; und Eure Neigung
Gleicht des Kranken Gier, die hitzig heischt,
Was nur das Uebel mehrt. Wer sich verläßt
Auf Eure Gunst, der schwimmt mit bleirnen Flossen
Und haut mit Binsen Eichen nieder. Hängt Euch!“

Seid Ihr nicht, wie die Römlinge Coriolans? Daß die Aussage Schweningers und die seiner Frau für das Urtheil nicht existieren, daß der Kanzler, Herr von Einem, Herr Beseler über einen Prozeß sprachen, daß Herr Amtsrichter Kern in den trostlosesten Winkel der Judikatur verwiesen, vom Kaiser die Existenz einer Camarilla, auf englischem Boden, bestritten wurde, ehe das Verfahren zu Ende war: Euch kümmerts nicht. Auch nicht, daß die Strafkämmerlinge sich die Behauptung herausnahmen: „Der Verdacht kann nicht zurückgewiesen werden, daß auch eine Sensationslust mit im Spiele war.“ Wo sind die Unterlagen für diesen „Verdacht“? Nirgends. Nie waren sie als Thema probandum Gegenstand der Verhandlung; selbst Herr Isenbiel hat Harden die ehrenhaften Motive nicht bestritten, hat gesagt: „Er glaubte, dem Lande, dem er angehöre und das er liebe, einen guten Dienst zu leisten. Ich für meine Person als Staatsanwalt glaube ihm das, nicht, weil es Herr Graf Reventlow und Geheimrath Schweninger ihm bestätigen, sondern weil ich ihn kenne und glaube, daß er vielfach gute Zwecke verfolgt.“ Seit wann ist eine Urtheilsbegründung dazu da, „Verdachtsmomente“ auszusprechen? Und nett ists doch auch, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches mit den Heften eines sensationshungrigen Skribenten zum Kaiser geht und aus diesem Grunde die Herren Hohenau und Moltke aus Amt und Würden zu scheiden haben. „Die schärfste Rüge verdient es aber, geht das Meister-

werk weiter, wenn mit einer Leichtfertigkeit wie in diesem Falle vorgegangen wird." Ich stelle fest: Wäre der Kronprinz nicht gewesen, die Herren säßen heute noch im Warmen. Der Kronprinz war mit seiner Handlung durchaus im Recht und die schärfste Rüge wäre ganz wo anders am Platze. „Die Grundlage seiner Beschwerden und Beschuldigungen sind einige Bemerkungen des Fürsten Bismarck über die Hintermänner der Kinaeden, ferner Gerüchte, die wahrscheinlich auf diese Aeußerungen zurückzuführen sind, und Mitteilungen der Frau von Elbe." Daß man vier Monate Gefängnis verdient, wenn man dem Fürsten Bismarck glaubt, dürfte den Historiker interessiren. Das wird auf Grund eines Gesetzes ausgesprochen, das gar nicht existirte, wenn Fürst Bismarck nicht gewesen wäre. Und kein unsanftes Wort wird irgendwo gegen solches Gebaren laut. In der That: wir sind schon weit gediehen im neuesten Kurs. „Die Aeußerungen des Fürsten Bismarck sind wahrscheinlich im Zorn gefallen, aus ihnen konnte und durfte der Angeklagte nichts auf Homosexualität des Fürsten Eulenburg und seiner Freunde Hinweisendes entnehmen." Natürlich nicht. „Kinaede" ist zu unbestimmt und „Hintermänner im doppelten Sinne, auch im physischen" ist ebenfalls zu unbestimmt. Was für eine Psychologie überdies, die den Reichsgründer im Zorn rasch zum Verleumder werden läßt!

Was bleibt nun noch von dem ganzen Dunstgebilde? Richtig: „Harden hat es nicht für nöthig erachtet, vor der Publikation (welcher?) Herrn Sanitätsrath Moll oder Herrn Geheimrath Eulenburg, die Mitarbeiter der „Zukunft" waren, sein Material zu unterbreiten." Daß ein Richter von den Pflichten des Redakteurs etwas ahnt, wäre am Ende kein unbilliges Verlangen. Selbst ein habitueller Kostgänger der Tante Voß muß einmal in seinem Leben wenigstens etwas vom Redaktionsgeheimnis gehört haben. Und was hätten die Herren Mediziner in diesem Falle auch sagen können? Haben sie eine Ahnung von Bismarcks Unterlagen? Nein. Haben sie nicht tagelang Frau von Elbe im schärfsten Kreuzfeuer gesehen, ohne sich über ihre Hysterie schlüssig zu werden? Ja. Und da hätte aus einer kurzen Unterredung Ersprießliches, Endgültiges herausspringen sollen? Doch zu viel, längst zu viel der Fragen. Längst zu viel auch schon für den Nachweis, daß die ganze Urtheilsbegründung unhaltbar ist; was sie voraussetzt, existiert nicht, hat nie existiert. Darum fort mit ihr. Und das sobald wie irgend möglich. Denn nicht Hardens Prestige ist gefährdet, sondern die Frage, ob noch Recht gesprochen wird in politischen Prozessen, lastet schwer auf unserm Gemüth. Wenn so das Unzulängliche Ereignis werden, das Unbegreifliche geschehn und bleiben kann: was wäre noch unmöglich. Haben wir nicht sonst schon an Unerfreulichem genug, bringt uns nicht jeder Tag fast des Grams ein gerüttelt Maaß? Ich kann nicht finden, daß wir daran Mangel litten, und wehre mich aus ehrlicher Sorge dagegen, zum Mitschuldigen an Zuständen zu werden, die nimmermehr zu einem guten Ende führen. Unsere auswärtige Lage ist, trotz dem Klang der offiziösen Schalmeien, nichts weniger als lieblich anzuschauen, und eh' die Osterglocke tönt, kommt uns mit unwillkommnem Tag vielleicht die Kunde, daß wir lächelnd wieder in neue Netzchen tappten. In unsrer inneren weiß kein Mensch mehr Bescheid, und wir sehen nur, daß der Versuch, die politische Charakterlosigkeit zum Prinzip deutschen Regierens zu machen, reif zu ruhmlosem Verenden ist. Stampft das Bischen, was uns an Vertrauen blieb, nun auch noch in den sandigen Rasen der Mark, dann stellt Euch vor Eure Kinder hin, wenn Ihrs noch könnt.

Karl Schnitzler.

Die englische Ausstellung.

Von Richard Muther.

Nachdem die Tagespresse über alle Einzelheiten der englischen Ausstellung berichtet hat, ist hier nur noch ein Resümee am Platz. Gewisse Fragen bieten sich dar, die auch für das Schaffen der Gegenwart nicht ohne Belang sind. Denn man steht vor einer seltsamen Tatsache. Eine wirklich große Künstlerindividualität ist kaum einer dieser Meister gewesen. Das kommt sofort zum Bewußtsein, wenn man sich des Mannes erinnert, der gleichzeitig in Spanien gearbeitet hat: des Francisco Goya, der in seinen besten Bildnissen dicht neben Rembrandt steht. (Eine Ausstellung, die nächstens bei Miethke in Wien stattfindet, wird es klarlegen.) Mit einem solchen Originalgenie verglichen, erscheinen die Engländer als geschmackvolle Anempfinder. Gainsborough ist der einzige, der in gewissem Sinne ursprünglich wirkt. Selbstverständlich kommt er von van Dyck. Die kühlen Farben, die seinen Werken einen so feinen Silberklang geben — sein Weiß, sein bleiches Blau, sein helles Rosa —, entsprechen denen, die van Dyck, der Hofmaler Karls I., für die Bildnisse seiner englischen Epoche wählte. Nebenbei denkt man an das französische Rokoko, an Watteaus weißen Pierrot in der Sammlung Lacaze, dessen jüngerer Bruder der Blue Boy zu sein scheint. Doch mit diesem Hinweis auf die Rokokonote und den van Dyck-Einschlag wäre eine Charakteristik Gainsboroughs nicht erschöpft. Man müßte hinzufügen, daß beides sich in ihm zu einer so wundervollen neuen Stileinheit umformte, daß man an den Stammbaum seiner Werke kaum mehr denkt, sondern sie wie Inspirationen eines Gottbegnadeten hinnimmt. Bei Reynolds ist das anders. So imposant seine Bilder sind, kommt man über die Erwägung schwer hinweg, daß er inmitten seiner Epoche doch als Anachronismus dasteht. Denn schließlich gilt es konsequent zu verfahren. Wenn man es Lenbach als Schwäche anrechnet, daß er seine Modelle immer durch die Brille alter Klassiker ansah, darf man nicht verschweigen, daß das Reynolds ebenfalls tat. Gibt es irgend etwas in seinen Bildern, das verrät, daß er ein Zeitgenosse Nattiers, Greuzes und Fragonards war? Gewiß, man kann sagen: seine Schriftsteller- und Kinderporträts erinnern leise daran, daß seine Tätigkeit mit dem literarischen Aufschwung in England und dem Auftreten Jean Jacques Rousseaus zusammenfiel. Das ist alles. Im übrigen wirkt er, als hätte ein maître-peintre der Renaissance oder des Barock sich in das dixhuitième siècle verirrt. Nicht nur die Farbenkombinationen sind von Tizian, Tintoretto und Rubens ganz genau diktiert. Selbst die Motive seiner Bilder haben durch diese Meister schon die klassische Ausprägung erhalten. Das mit dem General, der an seinem Pferde lehnt, ist ebenso alt wie das mit der Säule und der wallenden Portiere, die die pompöse Hintergrundskulisse seiner Figuren abgeben. Die klassische Kunst, die er aus dem ff kannte, war ihm ein riesiges Lexikon, das er nur nachzuschlagen brauchte, um bei jeder Aufgabe sofort zu sehen, wie sie von den Alten gelöst war. Und nachdem Reynolds dieses Nachschlagebuch abgefaßt hatte, war dessen Benutzung auch für die andern nicht schwer. Meinetwegen: der Schotte Henry Reaburn hat noch seine eigene Note. Er ist energischer als die Engländer, resoluter in den Farbenkontrasten, breiter im Strich

— was die großen Bildnisse des Edinburgher Museums noch deutlicher als die nach Berlin geschickten Werke darlegen würden. Aber die andern. Selbst ein Kunstkenner, der das Gras wachsen hört, dürfte unfähig sein, zwischen Beechey und Hoppner, Romney und Lawrence irgendwelchen Unterschied zu entdecken. Selbstverständlich unterscheiden sie sich von Reynolds und Gainsborough, wie das immer Kleinere von Größeren tun. Sie sind flauer. Das Distinguierte wirkt oft leerer, das Reizende süßer. Doch das ist ein Qualitätsunterschied wie der zwischen Lucas und Goya. Untereinander sind sie wie ein Ei dem anderen ähnlich. Die Art, wie sie des von Reynolds festgestellten Vokabulars sich bedienen, ist eine so unpersönliche, immer sich gleichbleibende, daß man an die Satzungen der mittelalterlichen Kirche denkt: Non est imaginum structura pictorum inventio sed ecclesiae catholicae probata legislatio et traditio.

Freilich, hier beginnen die Fragen, die diese scheinbar so historische Ausstellung den Kunstfreunden und Künstlern von heute vorlegt. Es ist unter diesen Meistern kaum eine einzige ganz große Künstlerindividualität. Die meisten arbeiten nach einem Rezept, einer Schablone, einem Schema. Wären in drei weiteren Sälen gute moderne Porträts vereinigt, so könnte man mit Genugtuung feststellen, daß wir weit origineller sind: viel abwechslungsreicher in den Motiven, viel persönlicher in der Art, wie wir jede Aufgabe anpacken. Aber freilich, in die englischen Säle zurückgekehrt, würde man auch schmerzlich empfinden, daß Originalität durchaus nicht immer mit Geschmack sich deckt. Es gibt Gesetze und Regeln. Nur der Genius kann sie umwerfen, um an ihre Stelle neue zu setzen. Die anderen — und wer ist gleich ein Genius — fahren besser, wenn sie nach Nietzsches Wort „in Fesseln tanzen". Das haben diese Maler gewußt. Sie experimentieren und suchen nicht. Sie ordnen das Persönliche ganz dem Gesetze unter. Das Klischee ist da. Die Methode, wie ein wirkungsvolles Bildnis inszeniert werden kann, steht fest. Nach dieser Methode richteten sie sich, als ob sie einer zwingenden Gesellschaftsform sich beugten. Und indem sie mit solchen feststehenden Dingen, mit gewissen, nie versagenden, in ihrer Wirksamkeit ausgeprobten Tricks geschickt operierten, gelangten sie vom Schema zum Stil. Sie können sich nicht verhauen. Es ist ganz unmöglich, daß ein glücklicher Wurf mit einem Mißgriff wechselt. Während das Schaffen der Modernen ein Lotteriespiel ist, bei dem es Treffer und Nieten gibt, ist hier ein geschmackvolles, nach guten Vorbildern hergestelltes Klischee sogar Talenten zweiten und dritten Ranges dermaßen zustatten gekommen, daß sie gar nicht anders können, als unweigerlich Geschmackvolles herzustellen.

Außer dem Geschmack, der wie ein force majeur alles durchdringt, bewundert man die unsagbare Vornehmheit. Daß sie zum großen Teil auf Rechnung der Menschen, nicht auf Rechnung der Maler kommt, ist klar. Denn um eine Kunst des Hochadels handelt es sich. Moderne Künstler haben so blaublütige Modelle nicht oft zu malen. Wir kommen uns neben diesen Aristokraten des ancien régime ungeheuer plebejisch vor. Trotzdem. Es gibt auch eine moderne Noblesse. Auch das gesellschaftliche Leben von heute, obwohl es grotesker, nicht mehr so einheitlich wie das der Vergangenheit ist, hat großen Stil. Wo sind die Maler? Lassen die paar Künstler, die, ohne in Schickismus zu verfallen, ein vornehmes Damenporträt zu liefern wissen, sich nicht an den Fingern herzählen? Haben unsere Damen der großen Welt wirklich die rührende Ge-

schmacklosigkeit und gesellschaftliche Unbehilflichkeit, die sie nach manchen Bildnissen ihrer Maler zu haben scheinen? Spielt das Mondaine bei ihnen wirklich so häufig ins Demimondaine über? Das ist also abermals eine Chance, um die man diese Alten beneidet. Unseren Malern von heute, ganz besonders denjenigen, die wirkliche Künstler sind, fehlt der Verkehr in der vornehmen Gesellschaft. Weltferne Arbeiter, leben sie in ihrem Milieu dahin und glauben dann in Bildnissen ihr Bestes zu geben, wenn sie gleichsam zum Ersatz für das, was ihnen in Wahrheit nicht gelingt, von dem berichten, was der Tag gerade an neuen impressionistischen und sonstigen Problemen aufwirft. Als ob eine noch so interessante Lichtstudie oder ein noch so interessantes Stillleben ein Bildnis wäre! Im 18. Jahrhundert hatte sich diese unglückselige Trennung von Kunst und Leben noch nicht vollzogen. Der Gegensatz zwischen den Claude Lantiers und den Fagerolles war noch nicht ausgeprägt. Ein Maler der Gesellschaft brauchte nicht notwendig ein Faiseur zu sein. Das Haus des Junggesellen Reynolds bildete einen der gesellschaftlichen Mittelpunkte Londons. Lawrence hat als gleicher unter gleichen mit der hohen Aristokratie ganz Europas verkehrt. Die Maler kannten ihr Thema. Und da sie in der Welt, deren künstlerische Interpreten sie sein sollten, gesellschaftlich heimisch waren, vermochten sie die große Allüre des Salons so wundervoll zu treffen. Ganz wie einst in den Werken des Hofmarschalls Velasquez sich der Geist des Royalismus in so unverfälschter Echtheit ausprägte.

Ein Drittes, was nicht verfehlen kann auf unsere Künstler Eindruck zu machen, ist die dekorative Großzügigkeit der Werke. Man macht wieder die Beobachtung, die schon auf der Jahrhundertausstellung sich aufdrängte. Die Räume des Obergeschosses, wo die Bildnisse von Edlinger, Graff, der Angelika Kauffmann und Tischbein hingen, wirkten damals wohltuend, während es in den anderen Sälen, trotz viel besserer Bilder, nicht möglich gewesen war, ein einigermaßen befriedigendes Ensemble herzustellen. Jede Kunst leidet eben an den Mängeln ihrer Vorzüge. Man denke sich an diese Wände impressionistische Porträts gehängt, so würden sie in ihren frischen vibrierenden Tonwerten gewiß bei der Einzelbetrachtung sehr prickelnd wirken. Aber sie würden auch Löcher in die Wand machen. Man würde von weitem nur Goldrahmen und darin ein helles, toniges Chaos sehen. Die Stärke dieser Engländer, auch wenn sie sonst gar nicht stark sind, liegt in dem unfehlbaren Takt, mit dem sie die Gesetze raumschmückender Kunst befolgen. Nichts Kleinliches, undeutlich Verschwommenes gibt es. In klaren, schön geschwungenen Linien, in harmonischen, auch für die Fernsicht wirksamen Farbenkomplexen bauen ihre Werke sich auf. Und nicht nur die Silhouette der Figuren ist von großzügiger, gleichsam blockmäßiger Geschlossenheit; nicht nur die Gesten sind von melodiöser, dekorativ ausdrucksvoller Rhythmik. Auch für die Hintergründe war nicht der naturalistische, nur der dekorative Gesichtspunkt maßgebend. Man kann es sehr billig finden, daß die nämlichen Versatzstücke — Postamente, bauschige Vorhänge und Parkprospekte — unveränderlich wiederkehren. Man kann daran Anstoß nehmen, daß die Figuren nie *in* einer Landschaft, *in* einem Zimmer, sondern immer nur *vor* einer Kulisse sitzen. Man kann sich des Böcklinschen Wortes erinnern: auf einem Mädchenporträt müsse schon die Landschaft die Stimmung des Frühlings suggerieren, und kann dann Manier darin sehen, daß die Engländer selbst bei Kinderporträts nur

braune Herbstbäume kennen. Daß sie diese Requisiten aus sehr guten Gründen verwendeten, muß man trotzdem zugeben. Das Auge gleitet gern über die unmöglichen Draperien, Säulen und verschnörkelten Bäume, weil sie trotz ihrer Unnatur in so amüsanter Arabeske die Figuren umspielen. Man fühlt, die schöne Fleckenwirkung, die harmonische Balance heller und dunkler Flächen, die allen diesen Bildern einen so effektvollen dekorativen Wohlklang gibt, wäre auf andere Weise kaum zu erzielen gewesen.

Schließlich noch eine Frage. Die Bildnismalerei der Gegenwart hat ja ihre schönsten Erfolge auf dem Gebiete des intimen realistischen Porträts erzielt. Man stellt, oft inmitten ihres Milieus, Menschen dar, die sich so unbefangen geben, als hätten sie kaum geahnt, daß der Blick eines Malers auf ihnen ruhte. Dagegen läßt sich nichts sagen. Es ist das natürliche Feld der Porträtmalerei, das sie nicht ohne Schaden verlassen würde. Doch es ist nicht das einzige. Man könnte mit einer gewissen Berechtigung auch die Ansicht vertreten, daß es gar nicht Aufgabe eines Kunstwerkes sei, die gewöhnliche Werktagsnatur zu schildern, was in bescheidenerem Maße auch die Photographie zu leisten vermag, sondern daß es die höhere Mission zu erfüllen habe, auch ein wenig Schönheit, Feststimmung und Feierlichkeit in unser Leben zu tragen. Von solchen Erwägungen gingen diese Engländer, übrigens auch die gleichzeitigen Franzosen aus. Wenn es irgendwie möglich war, haben sie das Irdische ins Ueberirdische zu transponieren gesucht, aus ihren Damen Göttinnen, Grazien und Musen gemacht. Das heroisierte Porträt stand im Mittelpunkt ihres Schaffens, weniger weil die Mythologie, als weil ein sehr erklärlicher Durst nach Schönheit mitsprach. In bourgeoisen Kulturen können solche Bestrebungen leicht ins Komische fallen. Schon Adrian van der Werff ist gescheitert, als er holländische Kaufmannsfrauen mit der Etikette Juno, Minerva oder Hebe versah. Immerhin ist es nur eine Taktfrage, zu entscheiden, wo eine solche Transponierung möglich ist und wo sie lächerlich sein würde. Warum kann eine wirklich schöne Dame von heute nicht auch in Wolken thronen? Warum kann ein wirklich schönes junges Mädchen nicht ebenso geschickt Musidora und Terpsichore, Diana und Flora spielen, wie es ihre älteren englischen Schwestern taten? Noch hat sich zu solchen Experimenten wenig Gelegenheit geboten. Doch gewisse Symptome kündigen an, daß die Sehnsucht nach dem stilisierten Porträt auch jetzt wieder wach wird. Rodins Victor Hugo, Klingers Beethoven und manche andere Statuen machten auf dem Gebiete der Plastik einen vielversprechenden Anfang. Das Porträt, das Dora Hitz im vorigen Jahr von Frau Gerhart Hauptmann malte, war in seiner Art auch kein mißglückter Versuch. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, werden die Bestrebungen der nächsten Jahre darauf abzielen, der Porträtmalerei etwas von der Feierlichkeit wiederzugeben, die sie unter der Herrschaft der rein naturalistischen Prinzipien einbüßte: sie aus der Werktags- in die Sonntagsstimmung, vom Wahren mehr zum Schönen überzuleiten, sie aus realistischem Gelände mehr in die Regionen freier Kunst zu heben.

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(5. Fortsetzung.)

Es waren Wochen vergangen. Graf Michael kam wieder einmal aus dem Parlamente und fuhr bei Minister Franzius vor, um sich nach dem Ergehen der Damen zu erkundigen. Er war jetzt oft Gast im Hause des Ministers gewesen und in Wahrheit seitdem auch ein ganz verwandelter Mensch geworden. Selbst seine komischen Anwandlungen hatte er ganz vergessen, daß er aufgerichtet und in seiner seltsamen Weise streng erschien, solange er nicht gerade vor Alice selber saß und mit ihr Geschicke und Lebensabsichten besprach.

Als Michael die Treppe langsam im Pelze emporstieg, blieb er bald stehen und lauschte. Töne eines Adagio drangen gedämpft in die hohe Halle. Er kam in der Dämmerstunde. Im Parlamente hatte er es einfach nicht mehr ausgehalten, in einem unbestimmten Verlangen nach dem Mädchen. Und jetzt merkte er auch, daß er ganz in die stille Arbeit und Beschau ihres Lebens hineinlauschte.

Wundersamer Friede herrschte. Die Töne von ferne klangen wie ein ganz entrücktes, seliges Leben. Nicht ohne Klagen kamen und schwollen sie und entfernten sich und kamen und drängten wie liebendes Geplauder und wie enthallender Vorwurf. — Oder wie Zerbrochenheit und dann neues Emporwachsen und Sich-Lösen und Entschweben.

Michael hatte eine Seele voll Sehnsucht, die jetzt ganz weit offen lag, wie ein reiner, klarer Quell aus Schutt und Geröll allmählich ergraben. Es drängte ihn nahezugehen. Obwohl kein Diener im Hause war, und er an sich nicht an solchen Ueberfällen Gefallen fand, kam ihm jetzt gar kein Gedanke, etwa erst sich melden zu lassen.

Es war und blieb tiefe Ruhe.

Der Minister wurde offenbar erst später erwartet.

Die Klänge des Adagio wiederholten sich. Alice hatte das Tempo der Klänge geändert, sie schien zu üben. Graf Michael tat Schritt um Schritt auf dem Läufer des Flures hin und öffnete geräuschlos eine Tür. Dann stand er lange — und ging zögernd doch den Tönen durch die stillen Räume immer näher.

Alice saß am Klavier. Ihre junge Gestalt war dem Nahenden abgewandt. Sie hatte eine solche Versunkenheit, daß Graf Michael lange in der Tür zum Nebenzimmer stehen konnte. Alle Räume waren noch dunkel. Der kleine Schein der Klavierlichter allein umfloß Alices Schattengestalt. Dann drehte sie sich plötzlich um — und sah, wie beobachtend, mitten aus dem Spiel ins Ungewisse.

Graf Michael war einen Augenblick wie betroffen. Er merkte jetzt das Unpassende der Lage und hatte versucht sich in das Zimmerdunkel zurückzubeugen. Aber Alice äugte mit solch sicherer Miene fast streng, daß er doch langsam hervortrat.

„Mein Gott! — Ah — nein — wer kommt denn da aus der Nacht?“ — sagte sie.

Aber Graf Michael sah sie an — und sie ihn — und er redete nicht.

„Verzeihen Sie!“ wollte er sagen. Aber er war auch gleich näher getreten und sah Alice hochaufgerichtet — und nahm ihre Hände, die er inbrünstig küßte. —

„Graf“ — sagte Alice zögernd — und ein wenig erschüttert.

Da war es, daß Graf Michael ihr wie in einer Berauschung gar nicht mehr Zeit ließ.

„Alice — es ist nun einmal nicht anders — als daß ich mich verzehre und vergehe nach dir" — sagte er — „daß ich weder Ruhe noch Frieden finde, wo ich auch bin — daß ich ein anderer im Guten werde mit dir — daß ich ein Elender bin, ohne dich — und wenn ich endlich — es war mein Wille — ich mußte kommen — ich mußte dich finden — so oder so — und du hast es jetzt in deiner Hand, mich hinauszuweisen und zu verachten — oder mich ganz emporzuheben" — sagte er hastig und ohne sie noch weiter anzusehen.

„Gott! Gott! Gott!" — sagte Alice erschrocken, und trat zum Flügel zurück, auf den sie versunken und bleich geworden ihren Arm stützte wie in Trauer.

Graf Michael stand in einer wahren Erschütterung. Es kam ihm jetzt so vor, als ob das hoheitsvolle Mädchen wie eine Parze und doch voll Seligkeit dastand, den Faden seines Lebens in ihrer Hand drehend und wendend — und noch immer erschrocken erwägend, ob sie ihn durchschneiden, oder ob sie ihn ins helle Licht froh hinausspinnen sollte, in ihrer sicheren Jugend. Denn Alices Augen sahen noch immer nur groß und erstaunt vor sich nieder. Ihr Atem war so klein geworden, daß sie plötzlich sich noch fester halten mußte, und dann die Adern ihrer weißen Stirn pochten und schlugen, und sie nicht recht wußte, was zu tun.

„Ach du mein himmlischer Vater!" seufzte sie nur.

Aber Michael überfiel es. Er nahm sie in seine Arme und küßte das schöne, klare Mädchen mit sanfter Liebe.

„Alice — ich bin nichts. Vergib mir! Ich bin nicht wert, daß ich dich begehre! Ich bin nicht wert, daß du mich sanft ansiehst! Aber es ist kein Halten mehr in mir," sagte er in bebender Herzensbeglückung.

„Ich wußte nicht, daß man sich so sehnen kann nach einem!"

„Oh!" sagte Alice liebend — indem sie sich zärtlich nun aus seinen Armen löste — und ewig kein Wort redete und ihn auch nicht ansah.

„Aber du bist ein Schlauer," lächelte sie dann ganz leise, „daß du solche Stunde wähltest!"

„O meine lieben Götter! Was soll ich denn auch tun — bei solchem Ueberfall?" brach sie plötzlich in Schluchzen aus, und Tränen sprangen aus ihren großen Augen und feuchteten ihre Wange.

Und sie stand wieder stumm.

Daß Michael nur erschrocken ihre Hände in den seinen hielt, so weich mit ihr verfahrend, als ob er eine unschuldige Lilie oder eine Schale aus weißem Stein vor sich hätte, die er mehr anbetete als liebte.

So hatten sie beide stumm und zärtlich voreinander gestanden. Da hörten sie den Minister kommen. Alice ermannte sich. Dann eilte sie gleich entschlossen hinaus.

„Vater," sagte sie schon draußen. „Es hat sich etwas begeben. Nun rate einmal!"

Man hörte, daß der Minister gar nicht aufgelegt war, sich aus seinen Kämpfen im Parlamente in Späße zu finden. Er schritt gehorsam neben der Tochter ins Zimmer herein.

„Na, Mädel, schnell, schnell!“ sagte er, „ich habe gar nicht viel Zeit!“ —

„Du mußt Zeit haben, Vater,“ sagte sie. „Denn es ist — etwas Hochpolitisches!“ versuchte sie heiter zu sein mit zitterndem Stimmton.

„Ist es unangenehm?“ sagte er, noch gar nicht im Bilde, weil Alice sich jetzt ganz ernst neben ihm aufreckte.

„Ein bißchen!“ versuchte sie zu lachen, obwohl ihr Herzpuls noch ruhelos flackerte, als sie mit dem Minister wieder eintrat.

Der Minister war völlig erschrocken. „Mein Gott — nein,“ sagte er ganz erstarrt, als er Graf Michael stehen sah.

Graf Michael kam ihm zögernd entgegen, indes Alice den Vater ließ und ihren Arm in den seinen zärtlich einlegte.

„Mein Gott! Mädchen,“ sagte der Minister nur.

„Sie ist in allem selbständig. — Und ich könnte doch wünschen, was ich wollte, es müßte nach ihrem Kopfe gehen!“ versuchte er ungewiß zu lachen.

„Heißen Sie mich willkommen, Exzellenz,“ sagte Michael gütig bittend, „und vergeben Sie mir!“

Der Minister sah Alice lange und fest an. Dann küßte er sie lange bewegt. Danach faltete er die Hände, betrachtete Michael mit fragend gütigem Blick, reichte ihm die Hand und umarmte ihn.

„Aber, mein Kind! Was wird denn nur Mama sagen?“ Er war voll sanfter Güte.

* *
*

In Alices Leben war eine sehr große Veränderung gekommen. Sie war die Braut des jungen Grafen und in der ganzen Residenz der angestaunte Liebling der großen Gesellschaft. Was in ihr, während der Zeit und langen Pflegschaft der Frau Minister, als eine stille Flamme warmer, starker Liebe um das Krankenbett geleuchtet hatte, das strahlte jetzt hell, wenn sie in die Säle und Salons am Arm Michaels eintrat, und wenn sie empfand, wie selbst der alte, eingefleischte Aristokrat und Herr, der Adelsmarschall, sie mit ganzer Zusammenraffung seiner fast vergessenen Edelmannsallüren empfing und behandelte, wie eine schöne Tochter, mit Stolz, man kann fast sagen mit Eifersucht.

Der junge Graf Michael war an ihrer Seite rein wie ein Kind neben Einer aus einer höheren Welt.

Die Fürstin sagte es ihm und ihr mit der ganzen Laune einer verwöhnten und selbstsicheren Frau.

„Was sie für eine Begehrenswerte ist!“ sagte sie. — „Ich liebte sie wahrhaftig. Aber nein — ich wußte es doch noch nicht. Es ist mit ihr, wie mit einer schönen Musik. Ich sehne mich beständig, sie zu hören,“ sagte sie zu Michael, „und ich bin beglückt, wenn sie mich mit ihren Blicken auch nur einmal streift.“

Dann ging sie wohl zu Alice mitten durch die Herumstehenden — und küßte das Mädchen.

„Ich liebe Sie, Alice,“ sagte sie laut vor allen, „und ich weiß, daß niemand außer Ihnen Michael glücklich machen konnte.“

Alice war wirklich noch strahlender geworden in der Zeit. Alice war jung, und ihre Stimme klang jetzt wie eine ausgelassene, süße, klare Melodie. Man konnte den Ton ihrer Stimme nicht hören, ohne nicht etwas wie eine unbestimmte Beglückung im Blute zu fühlen und sich daran immer wieder mit Sehnsucht wie an etwas Seltsames, Schönes und Unbekanntes zu erinnern. Ihr dunkles Haar glänzte noch tiefer und sah aus wie aus schwarzem Stein. Und das Dunkel ihrer Augen war wie eine frische Schattenquelle, aus der Glück und Güte und eine reichere Hoffnung rannen, wohin sie auch nur zufällig am Arme Michaels gehalten sich hinwandte.

Sie war beinah so groß wie Michael. Wenn sie gemeinsam eintraten in einen Kreis, hätte man den Verächter und Spötter gewiß nicht erkannt. So hatte das frohe, einfache und freie Mädchen die Düsternisse und Zynismen und die verwahrloste Miene, all den zur Erstickung von Müdigkeit und Selbstvorwürfen aufquellenden Gram, der sich in Gespött und Verachtung früher entlud, in eine freie Laune gelegt und vergessen machen.

Michael war beneidet allenthalben. Auch wenn die Stimmen seines früheren Kreises reichlich Glossen machten. Michael empfand eine richtige, verzehrende Liebe zu Alice, die er im Leben bisher nicht gekannt hatte.

Woher hätte er sie auch kennen sollen? An seine junge und blühende Mutter bewahrte er nur von ferne Bilder und Träume von einem liebenden Leben. Im heimatlichen Schlosse hatte es Erzieher und Diener gegeben — nichts sonst. Und einen fremden Vater. Und dann — wie er frei zu leben begonnen auf Reisen und in der Stadt — allenthalben Frauen und Mädchen, die seiner Winke harrten, und die er zuerst mit einer flüchtigen Sucht und dann mit gleichgültiger Gewohnheit hingenommen. Alles das lag ihm plötzlich fern, wie eine ganz andere Welt.

Das Bild Alices erfüllte seine Träume und stand in der dunkeln Luft seiner Nächte, wenn er aus Träumen die Augen aufschlug. Auch jetzt noch, wo er ihrer schon gewiß war. Und der Geist der stillen Hingabe an ein eigenes, menschliches und ausfüllendes Tun, der die Familie beherrschte — wobei ein jeder einem jeden hilfreich und gütig zur Seite stand mit gutem, förderndem Zuruf und Mahnung und mit einer heimlichen, immer fühlbaren, tätigen Liebe — umfaßte jetzt auch ihn. Daß er in einer neuen Welt und einem neuen Leben plötzlich geborgen sich dünkte, und wie unstet sonst — wo er ging und stand, ohne jenes alles.

(Fortsetzung folgt.)

Randbemerkungen.

Zeichenstunde.

Da entkleidet sie sich, während sich der Künstler das nötige Material aus der Unordnung des Zimmers zusammensucht, Hut und Rock und die Unterkleider fallen, Korsett und Hosen und der Strumpf, und die Nackte steht da. Ein Ruhebett ist in die Nähe des geheizten Ofens gestellt worden, das Mädchen legt sich in nachlässiger Haltung aufs biegsame Polster, achtlos um Posen. Sie weiß, daß sie schön ist, sie ziert sich nicht lange, sie hat schon erfahren gelernt, wie ernst es dem Zeichner in solchen Momenten zumut ist. Und nun liegt sie da mit zu dem Buch, das sie liest, niedergeschlagenen Augen, unumschränkt schön. Der Künstler hat sich einen Griffel gespitzt und zeichnet sich, indem er die Augen ermächtigt

und zwingt, in das lebendige Bild, Merkwürdigkeiten herausholend, einzudringen. Seine Stirn zieht sich bald darauf in sorgenvolle Falten zusammen, offenbar kämpft er mit Schwierigkeiten. Er möchte aus allen ihn bisher beeinflußten Schulen und Vorschriften heraustreten an die freie, frische Luft der köstlichen Selbstzucht. Er zerreißt das begonnene Blatt und wirft sich in ein entstehendes neues, auch dieses verwirft und vernichtet er und fängt wieder ein neues an. Unterdessen ist das blühende Leben noch einfacher geworden. Musik entströmt dem Körper. Was für grausame Forderungen treten jetzt an die Künstlerhand leise aber schneidend deutlich heran. Er soll die Musik zeichnen. Da möchte er seinem breiten Kohlenstift Zartheiten, namenlose, zumuten, da möchte er fließen können wie Wellen, leuchten können wie die Sonne und schimmern können wie der mitternächtliche Mond. Nichts ist ihm fest genug und nichts unbestimmt genug gezeichnet. Wieder martert er das gedankenvolle Auge mit dem Anblick des lässig hingestreckten Körpers. Wie das zu den Linien und Falten herausherzt und duftet. Wie das edle Bein in die neu erfundene Unschuld sich rundet. Wie die Zeichnung sinkt und die Dichtung tönt. Der eine Arm ist lang ausgestreckt, mit der Hand den Sitz der Wollust anrührend. Die Brüste sind in natürlicher Bequemlichkeit vorgestreckt, zwei vorgebogene Hügel, zwei Aepfel zum ewig Anschauen. Die andere Hand hängt vom Stützpunkt wie zu Fingern geformtes Wasser nieder. Nun bestürmt wieder die gekrümmte Fußspitze die künstlerische Aufmerksamkeit. Der Hals verliert sich in die schöne Brust wie ein schöner Kunstgedanke in einen noch treffenderen und schöneren. Wie das einer weißen Wolke, Welle, Taube oder Empfindung ähnlich sieht. Die Wolke ist auch sehr einfach und auch so unerfaßlich, ebenso die Welle, aber die Taube flattert, das Können seufzt, und eine rasche zornige Empfindung zerreißt wieder das Blatt. Neu gezeichnet! An einem Stück weicher, unbekümmerter Natur zerschmettern die feinsten Kunstleistungen wie mutwillige Spritzer am unanfechtbaren Felsen. Das Gefühl meint, es zeichnen und treffen zu können: niederschlagende Täuschung. Nur der eiserne Lerneifer kann's. Das Genie sinkt zitternd in seine Knie. Wie das atmet und denkt zu dem Leib heraus. Wie sich das hinauf und hinabschämt, wie sich die herrlichen Falten in die stolzen Formen, die Linien ineinander verlieben. Gott wird von ferne in Gebirgszügen und Meeresbrandungen verständlich. Der Künstler, verworfen, wie er sich vorkommt, geht hin und amüsiert sich mit dem Modell.

Robert Walser.

A propos.

Es gibt in unseren Tagen eine gewisse Klasse vortrefflicher Männer, die Jahre ihres Lebens damit verbringen, es in einer ganzen Reihe ausgezeichneter Künste zur Vollkommenheit zu bringen. Sie studieren hydraulische Apparate, die Wirkungen des elektrischen Lichts, alle Eigenschaften der Dampfmaschinen und die Anwendbarkeit des Dampfes, und sie bedienen sich all der Vorteile, die die Kenntnis all dieser physischen Gesetze ihnen schenken kann. Wenn sie alle diese Studien vollendet haben, dann nehmen sie eine Anstellung an dem einen oder anderen Theater an — um es zu verderben.

Diese Menschen heißen mit einem allzu bescheidenen Namen Maschinenmeister, und sie sind auf dem besten Wege, die wirklichen Theaterleiter zu werden, kraft der Gewogenheit des Publikums, dessen Bequemlichkeit Behagen daran findet, von einem Parkettplatz aus die Fortschritte der technischen Erfindungen zu verfolgen. Sie sind es, die den Dampf zum Zwischenaktsvorhang gemacht und in Wilhelm Tell einen wirklichen Wasserfall eingelegt haben. Sie sind so beharrlich und so erfinderisch, daß sie bald das „mechanische Theater" geschaffen haben werden, wenn sie nur noch einige Zeit weiter behaupten dürfen, daß sie daran arbeiten, die künstlerische Illusion zu vervollkommnen, während sie in Wirklichkeit nur erreichen, das Publikum abzulenken und die Innigkeit seiner Aneignung zu verringern.

Während der „Techniker“ der „Hauptakteur“ der Schauspiele wird, werden die Schauspieler Staffage.

Das Ende wird sein, daß die Menschendarstellung ausstirbt, während nur die Drehbühnen weiterschnurren.

Das Leichenbegängnis der Kunst — und unter Entfaltung von wieviel Pomp und wieviel Elektrizität — wird der „Techniker“, der Herren Maschinenmeister letzter Triumph sein.

Herman Bang.

Dernburg.

Herr Bernhard Dernburg, dem wir, ehe er auch nur die kleinste positive Arbeitsleistung hinter sich hatte, von der Spree bis an den Main, vom Main bis zur Isar eine via triumphalis bauten und, im Winter, mit Rosen bestreuten, wächst sich langsam zum Mann der unbegrenzten Unmöglichkeiten aus. Das Urtheil, das erfreuliche Urtheil des Reichsdisciplinarhofs gegen Herrn Jesko von Puttkamer (den eine jeder Scham baare Presse Monate lang wie einen Hallunken und Zuhälter beschimpfte, und die jetzt kein Zeichen des Bedauerns für alte Sünde findet) ist eine solenne Blamage des vorschußreichsten aller Staatssekretäre. Herr Jesko bekam einen Verweis und eine laute Anerkennung seiner großen Verdienste um die von ihm in langen, heißen Jahren verwaltete Kolonie. Keine Dienstentlassung, keine Geldstrafe. Einer, diesmal wirklich läppischen, Weibergeschichte wurde der tüchtigste Gouverneur, den wir hatten, geopfert, von derselben Presse, die in verlogenster Entrüstung neulich über Harden herfiel, giftigsten Verdacht, ohne jede Unterlage, gegen Olga Molitor verbreitete, und Frau von Elbe mit Schmutz bewarf, aber bis heute kein noch so bescheidenes Wörtchen gegen Frau von Germar einzuwenden hat. Wirklich, ihr seid die Hüter der Gerechtigkeit, der vertrauenweckende Hort der Freiheit und des Liberalismus. Und da wundert ihr euch, daß kein irgend auf dem Gebiete des Geistes Einkommensteuerpflichtiger auf euer Gehaben achtet, und nur Dutzendjuristen und die ihnen vorgesetzten Excellenzen eurem Geflunker zum Opfer fallen?

Derselbe Herr Dernburg hat neulich auf eine Anzapfung durch die „Hamburger Nachrichten“ ein Dementi erlassen, das erklärte: „Ich habe lange Jahre höfliche und freundliche Beziehungen zu Herrn Harden gepflegt, ich bin aber nicht sein Nachbar im Grunewald, habe ihn seit mehr als Jahresfrist nicht gesehen und bin niemals, weder während der Moltke-Harden-Processe noch nachher, in der Lage gewesen, mich in seinem Interesse zu verwenden.“ Die Tropensonne scheint dem Gedächtnis nicht günstig zu sein. Herr Dernburg war mindestens noch im letzten Frühjahr mit Herrn Harden zusammen. Und die Behauptung, daß er nicht in die Lage gekommen sei, sich für den Herausgeber der „Zukunft“ zu verwenden, hat dem Andern, der mit bei Bethmanns war, sicher ein paar amüsante Minuten verschafft.

K. S.

Judica.

In der „Deutschen Juristen-Zeitung“ hat am 15. November Herr Professor Dr. Finger aus Halle einen Aufsatz veröffentlicht, den man der öffentlichen Beachtung empfehlen muß. Ein Ramponirter könnte pro domo nicht besser sprechen. Nur ein paar Proben. „Durchführung eines Wahrheitsbeweises in Fällen, in denen er nach der juristischen Bedeutung der Beleidigung nicht statthaben soll, ist ein grober Verstoß gegen das Gesetz, der die Interessen des Privatklägers in schwerster Weise verletzt.“ Dieser Satz ist mit einem Seitenblick auf § 185 geschrieben, und jeder Hallunke muß seine helle Freude daran haben. Denn merkts euch, ihr Schufte, mein Vergehen ist gleich groß, ob ich nun einen ehrsamen Mann oder einen habituellen Plötzenseer einen Hallunken nenne. Weiter: „Das Gericht hat zu prüfen, ob das Beweisthema in den durch die Beleidigungsklage begrenzten Rahmen fällt und ob durch die namhaft gemachten Beweismittel die beweisbedürftige Thatsache wirklich erhärtet werden kann . . . Wird zum Beispiel jemand homosexueller Neigungen beschuldigt (eine Beschuldigung, die Harden bekanntlich nic

erhoben hat. Nur ein Sykophant kann das Konstatiren normwidrigen Empfindens mit Beschuldigen gleichsetzen), so scheint es mir für den Beweis derselben gleichgültig, wie er sich gegenüber der ihm angetrauten Gattin betragen hat, denn daraus, daß jemand gegen eine bestimmte Person anderen Geschlechts keine Zuneigung empfindet, kann absolut nicht geschlossen werden, daß er homosexuell veranlagt sei. (Natürlich nicht; denn es handelt sich ja nur um „die ihm angetraute Gattin", zu der man nicht nach gewissenhafter Selbstprüfung und kraft eigenen Entschlusses kommt. Die ihm angetraute Gattin, das ihm widerfahrene Unglück: ein Meister der Sprache nur wählt so klug die Worte.) Die Zuneigung zu einer bestimmten Person anderen Geschlechts wird nicht nur durch den Geschlechtsunterschied, sondern durch eine Reihe individueller Faktoren beeinflußt. (Drum prüfe, wer sich ewig bindet.) In einem solchen Prozeß wird zur Durchführung des Wahrheitsbeweises die Feststellung von Intimitäten des Ehelebens entbehrlich sein, weil sie nicht geeignet sind, die Thatsachen zu erhärten, auf deren Feststellung sich der Wahrheitsbeweis des Geklagten in letzter Linie bezieht." (Mit Einschränkung, verehrter Herr; wenn ein Arbeiter in der Wuth einmal sein Weib verprügelt, so beweist das zweifellos kein homosexuelles Empfinden; wenn ein General aber zwischen sich und die [doch wohl nach eigener Wahl, nicht bloß auf Drängen der Regimentskameraden] gefreite Frau eine Waschschüssel stellt, die normalen Geschlechtsfunktionen nicht ausübt und nur mit äußerstem Widerwillen einige Male versucht; sich in Unterhosen ins Bett legt, die Frau für ein Klosett und die Ehe für eine Nothzuchtanstalt hält, so wird darin ein heterosexuell veranlagter Laie allerdings Thatsachen sehen, die geeignet sind, das behauptete Factum normwidrigen Empfindens als wahr zu erhärten.) Episode aus der Moral: „Wie viele dem jugendlichen Alter kaum entwachsene Personen werden in jenen Tagen nach den massenhaften Zeitungsblättern gegriffen und die Berichte aus dem Gerichtssaal verschlungen haben — in zahllose bisher reine Gemüter wurde abscheuliches Gift geträufelt." (Ob gerade die reinen Gemüter die Berichte mit besondrer Gier verschlungen haben werden?) „Daß in jenem Processe die Oeffentlichkeit nicht völlig ausgeschlossen, vielmehr die ganze gebildete Welt zum Zeugen aufgerufen wurde, ist nach meiner Anschauung eine Versündigung gegen unser Volksthum, gegen unser Vaterland." (Hier wäre Etwas am Platze, wofür der Wahrheitsbeweis nur vor einem Gericht zu erbringen wäre, das den Muth zu einem „groben Verstoß gegen das Gesetz" hätte. Passons.) Zum Schlusse noch etwas besonders Reizendes. „Es ist ein großer Unterschied, ob eine allgemein bekannte, in öffentlicher Wirksamkeit stehende Person vor Gericht aufzutreten genöthigt ist, oder ob den Schutz desselben ein einfacher, der Allgemeinheit unbekannter Mann anruft. Der Unterschied liegt nicht in der Ehre beider, sondern — in der Wirkung derselben Angriffe. Hat heute A. A. seine Ehre vor Gericht gegen einen Angriff zu vertheidigen, dann spielt sich dieser Proceß im Rahmen einer alltäglichen sensationslosen Affäre ab; die offenen und versteckten Angriffe, die er etwa von dem Angeklagten zu erleiden hat, sie thun gewiß auch ihm weh, er wehrt sie ab — aber das Bild ist gemildert durch das Bewußtsein, daß die Angriffe eben bloß vom Beleidiger ausgehen und keine Resonanz finden im Kreise derer, auf deren Meinung man Werth legt. Der Mann in exceptioneller Stellung braucht den gerichtlichen Schutz gegen ungerechtfertigte Angriffe in höherem Maße, denn er muß sie sich laut vor der Welt gefallen lassen." (Ich habe gegen diese Sätze, solange § 185 die Proceßbasis bildet, nichts einzuwenden. Handelt sich's um § 186, so sind sie zu verwerfen, und zwar aus der einfachen Erwägung heraus, daß der faux pas eines Mannes in exceptioneller Stellung auch für den sittlichen Bau der Gesellschaft von ganz anderen Folgen begleitet zu sein pflegt, als der Exceß eines Arbeiters, auf dessen Wandel, wie der Herr aus Halle ja zuzugeben die Freundlichkeit hat, kaum ein Dutzend Augen gerichtet sind.)

K. S.

Musik.

Aus den Konzertsälen. Die jüngsten Veranstaltungen in den Berliner Konzertsälen boten wiederum vielfach Gelegenheit, mit neuen Tonwerken bekannt zu werden. Deutsche und ausländische Tonsetzer waren fast zu gleichen Teilen an jenen Werken beteiligt, die auf dem Programm den Vermerk „zum ersten Male" trugen. Und von den Nichtdeutschen standen die Russen der Zahl nach in der vordersten Reihe. Zwei Orchesterkonzerte, geleitet von Dimitry Achscharumoff, wurden, wie man hört, auf Veranlassung der kaiserlich russischen Musikgesellschaft*) gegeben mit dem Zwecke, die neuere russische Musikproduktion zu propagieren. Es war nur eine halbe Sache. Denn wenn schon etwas zu propagieren ist, so kann dies doch unmöglich einerseits Musik sein, die uns hinlänglich bekannt ist, wie alles das, was von Tschaikowsky auf dem Programm stand, noch auch andererseits dasjenige, was die mehr oder weniger kosmopolitisch gefärbten, nicht nationalen und auch nicht fortschrittlich gesinnten Jungrussen schreiben. Von den vorwärts schauenden, sich moderner Errungenschaften bedienenden, aber durchaus im nationalrussischen Boden wurzelnden Tonsetzern kamen nur wenige, und fast nur mittlere Talente zu Worte. Die Häupter der modernen russischen Schule, die Leute aus der Belaiew-Gruppe und ihre Gefolgschaft, fehlten gänzlich. Der ihnen nahestehende Biadow war mit einem kleinen programmatischen Stückchen „Baba-Jaga" (die Hexe) vertreten, das weniger russisches, als französisches Kolorit trägt; es erinnert stark an den witzigen „Zauberlehrling" von Dukas. Von Naprawnik, dem Kapellmeister am Petersburger Marientheater, hörte man zwei kleine Sätze „Klärchen" und „Fantasie", die ausdrücklich für Volksprogramme geschrieben sind, also gewiß nicht die höchsten künstlerischen Absichten ihres Autors zu erkennen geben. Eine Suite „Kaukasische Skizzen" und ein Marsch „Einzug der Tartaren" von Iwanow hatten am verhältnismäßig meisten Charakter, brachten jedenfalls einen Hauch eigenartiger russischer Melodik mit, weil ihr thematisches Material auf nationalrussischen Weisen fußt; leider nur waren es lediglich Proben feinerer Unterhaltungsmusik. Das einzige Werk großen Stils, des frühverstorbenen, hochbegabten Kalinnikoff G-Moll-Sinfonie, hat nichts eigentlich Modernes. Es ist ein gesund empfundenes, prächtig aufgebautes Stück Musik, dem man von der ersten bis zur letzten Note interessiert zuhört; aber es kommt über den Rahmen der alten Sinfonieform nicht hinaus, und Kalinnikoffs Tonsprache ist doch durchaus „westeuropäisch", hat jedenfalls nur wenig Russisches. Kalinnikoff wäre, hätte er nicht so früh dahinmüssen, vielleicht ein anderer Tschaikowsky geworden, ein besserer, denn nach dieser Sinfonie zu schließen, besaß er weniger Neigung zu bombastischer, phrasenhafter Schreibweise, als Tschaikowsky, und dafür mehr Persönlichkeit. Der Name Tanéiew, der dreimal auf Achscharumoffs Programmen zu lesen war, erweckte Hoffnungen. Von einem Moskauer Tonsetzer dieses Namens haben wir ein paar sehr gediegene Kammerstücke kennen gelernt. Und die Ballade „Alioscha Popowitsch", ein wirksames, farbenfrisches Stück, ließ zunächst darauf schließen, daß ihr Autor mit dem bei uns wohlakkreditierten Kammermusikkomponisten identisch ist. Eine F-Dur-Suite von ziemlich mittelmäßiger, gleichgültiger Musikmacherei und ein süßliches Unterhaltungsintermezzo machten es dann aber zur Gewißheit, daß man es nicht mit dem Moskauer, sondern mit dem Petersburger Tanéiew (Alexei) zu tun hatte. Der bedeutendere Namensvetter desselben (Sergei) wurde uns zum ersten Male als Orchesterkomponist vorgestellt in einem von dem bekannten Kontrabaßvirtuosen Kussewitzky dirigierten Konzert. Aber auch hier gab es insofern eine Enttäuschung, als der Zwischenakt aus Tanéiews musikalischer Trilogie „Die Orestie" gar zu wenig von der Persönlichkeit seines Schöpfers widerspiegelte, sich vielmehr als echt theatralische — freilich sehr farbenprächtige — Dekorationsmusik erwies. Daß Kussewitzky ebensowenig, wie Achscharumoff, die Absicht hatte, uns mit markanten modernen Erscheinungen der russischen Orchesterliteratur bekanntzumachen, bewies der Umstand, daß auch er Tschaikowsky aufs Programm gesetzt hatte und dazu ein Sinfonie benanntes Spektakelstück im Schulmeisterstil von Glière, das die Feinfühligen vorzeitig aus dem Saale trieb. Von Interesse war an diesem Abend nur Rachmaninoffs C-Moll-Klavierkonzert mit dem Komponisten, einem genialen Pianisten, am Flügel. So daß also die russische Invasion (bis jetzt wenigstens) als bemerkenswertestes Resultat gezeitigt hat — einen Klavierspieler!

Englands schöpferische Tonkunst vertrat Edward Elgar mit seinen Orchestervariationen über ein eigenes Thema. Ein gediegenes Werk mit sehr hübschen Einzelheiten, aber ein Stück in Stücken, ohne inneren Zusammenhalt. Und seinem Charakter nach völlig deutsch geartet, wie ja von einer spezifisch britisch-modernen Musik überhaupt nicht gesprochen werden kann.

*) Eine zur Pflege der russischen Musik gegründete Gesellschaft, die in 22 Sektionen über ganz Rußland verbreitet ist. Vergl. Bruneau, Russische Musik. Bd. IX der Sammlung „Die Musik", Berlin, Marquardt & Co.

Aus Amsterdam war Julius Röntgen gekommen, um gemeinsam mit dem Sevcik-Quartett ein im selbstgenügsamen Spießbürgerstil gehaltenes Klavierquintett vorzuführen. Eine Anzahl Arbeiten tüchtiger deutscher Musiker (E. E. Taubert: Violinkonzert und Klaviersuite; Alexis Holländer: Ländler für zwei Klaviere), schnellten damit an der Wertskala um einige Grade in die Höhe. Ueber eine Ouvertüre von Richard Wetz (eine solide Arbeit aus dem Durchschnitt), die Nikisch im letzten „Philharmonischen" brachte, wäre nicht weiter zu reden, wenn das bläßliche Opus nicht den Namen Kleists auf dem Titel trüge; Birch-Pfeiffer-Ouvertüre sollte es heißen! Sehr markant hob sich von dieser Musik des Mittelmaßes Hermann Bischoffs E-dur-Sinfonie ab, die gleichfalls durch Nikisch vorgeführt wurde. Da Bischoff in München lebt, hat man geglaubt, ihn der neuen Münchener Schule zuzählen zu sollen, wobei völlig übersehen wurde, daß diese Sinfonie von der formalen Verschwommenheit, die für viele Erzeugnisse aus jener Schule charakteristisch ist, absolut nichts besitzt, daß sie vielmehr gerade dadurch sich auszeichnet, daß die einzelnen Sätze trotz deutlich hervortretender poetisierender Elemente architektonisch sicher und fest gestaltet sind. Ob Bischoffs Stärke im Sinfonischen liegt, mag dahingestellt bleiben; einige Anzeichen sprechen dafür, daß er auf dem Gebiete der dramatischen Musik noch etwas zu sagen haben wird. Jedenfalls aber ist seine Sinfonie ein vollwertiger Beweis dafür, daß der oft erhobene Vorwurf, unseren von modernem Geiste erfüllten jungen Tonsetzern gehe der Sinn für plastische musikalische Formung ab, durchaus nicht überall zu Recht besteht.

§§§

Theater.

Hebbel-Theater: Maria Magdalena. Es wäre ein Anlaß, sich wieder ein paar allgemeinere Beiläufigkeiten über Zweck und Nutzen des Theaters zu leisten; denn dieses Theater ist neu. Das eine Warum brächte da gleich ein nächstes hinter sich her, und unversehens hielte man wohl bald bei irgendwelchen Anfangsfragen. Indessen, allzu prinzipielles Bemühen könnte leicht in der Schätzung des gegebenen Anlasses verwirren; bleiben wir bei der Sache. Dieses Theater ist neu. Das heißt, es wurde ein neues Gebäude errichtet, von einer soliden und geschmackvollen Feierlichkeit im Inneren. Ein Raum für strenge und sachliche Kunstübung, ein Raum, der alles Helle, Heitere, Spaßhafte mit deutlicher Entschiedenheit abweist! Nun, im Theater soll ja, wie die Kundigen versichern, immer alles anders kommen, und was so das rechte Publikum ist, das hat schon über die schwärzesten Rahmungen und die unerbittlichsten Wandverkleidungen hinweg gegebenen Falles wie toll gelacht. Daran müßte es also nicht liegen. Auch an dem Namen nicht, der — Gott weiß, in welcher Absicht! — von dem strengsten, verbissensten, unerbittlichsten, dunkelblütigsten aller deutschen Dramatiker hergenommen wurde. Ist er ein Programm? Das wäre schlimm genug. Denn Hebbel, als Prinzip genommen — so als theoretischer Glaubensartikel, meine ich — war bisher doch immer nur ein Programm für die Erziehung von literarischen Forschern, Dramaturgen und stichfesten Kritikern — was ja so im vagen Umriß ungefähr dasselbe ist. Hebbel als Anruf an den öffentlichen Geschmack, an die Liebhaber der dramatischen Kunst, an die Freunde des Theaters ist aber ein akustischer Irrtum. Man hört den Namen lobpreisend ausschreien und täuscht sich arg über die Richtung, woher der Schrei kommt. Hebbel ist die Bewunderung weniger ganz klarer Versteher, nicht die Lust derer, die vornehm zu genießen verlangen. Der Ruf nach Hebbel kam aus befriedigten Gehirnen, nicht aus begehrenden Sinnen. Hebbel ist das richtige Programm für ein Theater im Entstehen.

Dieses aber steht nun schon fertig da, und sein bedrohlich literarischer Name wird ihm hoffentlich nicht viel anhaben. Spielt man doch schon auch den guten, lustigen, menschenfreundlichen, überaus klug zwinkernden Shaw darin, der so von Grund aus allem Hebbeltum zuwiderdichtet, daß man sich einen lustigeren und anschaulicheren Gegensatz schon gar nicht mehr denken kann. Ja, von Hebbel bis Shaw, das wäre schon eher ein Programm für ein Theater — aber freilich ein so umfassendes, daß die durchschnittliche Dauer einer Direktion (in Berlin wie anderwärts) kaum hinreicht, ihm gerecht zu werden. Und so steht man vorläufig noch ziemlich ungewiß inmitten zwischen diesen zweien und fragt sich, welchem der beiden Pole uns nun die notwendige Resultante von Geschmack und Geschäft im weiteren Verlaufe der Entwicklung zutreiben wird. Ich wäre für Shaw; man lernt bei ihm so prächtig leben; aber sollte es Hebbel sein, bei dem man so wunderbar sterben lernt, so müßte der erhabene sittliche Ernst, der dann augenscheinlich in diese Berliner Welt gekommen wäre, jeden Guten gleichwohl sehr erfreuen und unserer Bewunderung sicher sein.

Warten wir's ab; denn dieses Theater ist neu. Das heißt, vom Gebäude selbst kann das schon mit Sicherheit behauptet werden. Weniger von den Spielenden und von ihrem Spiel. In dieser Hinsicht — das ist so eines von den selbstverständlichen Paradoxen — muß jedes neue Theater zunächst alt sein. Diese Kunst ist un-

bedingt nur von der absoluten Beherrschung des Materials aus zu revolutionieren (aber Revolution ist vielleicht ein zu großes Wort; setzen wir dafür: erneuern, oder etwa nur: bereichern). Nun, ein so kompliziertes, auseinanderstrebendes, in mancherlei Sinn widerspenstiges Material, wie dasjenige des Theaters, wird nicht beherrscht, ehe man es nicht in den verschiedensten Versuchen erprobt, gebraucht, mißbraucht, ja selbst verdorben hat. Und was die ersten bildenden Griffe betrifft, so ist, will mir scheinen, beim Theater noch immer der unauffälligste Anfang der beste. Man regt erst die Glieder, macht ein paar Schritte, sieht zu, ob man sie auch ordentlich gerade setzen kann; später dann wird man schon tanzen lernen, seinen eigenen Schritt erfinden, seinen eigenen Rhythmus haben — wenn sich Kräfte und Fähigkeit finden. Kluge hüten sich wohl auch vorerst und geben noch nichts preis, selbst wenn sie's hätten und könnten; so sind sie wenigstens sicher, nicht gleich beim ersten Zusammentreffen mit dem Geschmack der anderen mißverstanden und überrannt zu werden. Dies nur so ganz im allgemeinen. Aber bedenkt man es, so wird man sich doch nicht so sehr darüber betrüben (wie es leider doch geschehen ist), daß es dieser ersten Vorstellung des Hebbel-Theaters an einem besonderen Niveau, an etwas großartig Neuem gefehlt hat. Tüchtig — dieses biedere Handwerkerlob möchte da noch am besten passen. Aber das Handwerk geht voraus, auf die Kunst wollen wir noch geduldig warten. Was verschlägt es zunächst, daß die kleinen Rollen herzlich schlecht, die großen mit allzu sichtbarer Anstrengung, unter allzu sichtbarem Druck, in allzu sichtbarer Unterwürfigkeit unter eine ängstlich bemühte Regie gespielt worden sind? Man hat ein paar gute Schauspieler gesehen — wiedergesehen; hat sie so gesehen, daß sie in ihren Tugenden und in ihren Fehlern als gut zu erkennen waren. Es wurde Material gezeigt, nichts weiter; ein Material, in dem starke Hoffnungen sind. Das Stück? Mir scheint, wenn man es einmal ganz nach dem Traum der Hebbelleute, ganz verständig und verständlich spielen wird, dann werden es Geschmack und Sittlichkeit von heute erst recht nicht verstehen wollen. An diesem Stück kann, glaube ich, kein Theater mehr etwas verderben, weil kein Theater daran mehr etwas retten kann. Bürgerliches Trauerspiel: aber eben das Bürgertum, dessen Weltanschauung hier den tragischen Stoß erhält, hat sich längst selbst hinweggeleugnet, will sich gar nicht mehr so erkennen, sieht sich ganz, ganz anders und weiß kaum, was es mit diesem verlorenen Abbild noch beginnen soll. So spielt das Drama, bei aller grimmig ergreifenden Realität, in der leeren Luft; es ist mehr als historisch, es ist vergangen.

Nun, Hebbel schrieb zum Glück noch andere außer diesem. Sie sind für das Theater, das nun einmal den Namen dieses Dichters angenommen hat, gewichtige Forderungen. Ungeheuerliche Forderungen, will mir fast scheinen. Denn käme Hebbel, den bisher die Kundigen akademisch verehren und die Genießenden tatsächlich nicht mögen, dank der eigenen Kunst dieses Theaters (die sich noch entwickeln muß) wahrhaftig zu einem lebendig fortwirkenden Leben auf der Bühne, so wäre das wohl noch mehr als eine bedeutende Bereicherung, es wäre eine ganz außerordentliche Erneuerung, fast schon eine Revolution.

Warten wir's indessen bei Bernard Shaw ab.

Willi Handl.

Kali.

Wenn die Agrarier ein gewerbliches Unternehmen gründen, um sich von den Händlern unabhängig zu machen, beginnen die sonst so treuen Anhänger der „Gewerbefreiheit" die Hilfe des Staates anzurufen. Natürlich erklärt man auch die Emanzipation von vornherein für verfehlt und prophezeit mit kühnem Blick das Mißlingen der Spekulation. Genau so, wie man vor zehn Jahren jedem neu entstehenden Kartell den nahen Untergang voraussagte. Bis man schließlich einsah, daß man sich ständig blamierte, und vernünftigerweise mit den Faktoren der großkapitalistischen Entwicklung zu rechnen begann. (Oder wie die Mittelständler noch heute vergeblich auf den Zusammenbruch der Warenhäuser warten.) Man kann sich daher vorstellen, welches Echo die Nachricht des „Berliner Börsen-Couriers" hervorgerufen hat, daß ein größerer landwirtschaftlicher Interessentenkreis einen geschlossenen und abgebohrten Felderkomplex in der Kaliindustrie erwerben will, um ein Kaliwerk auszubauen. Die Konsumenten wollen sich von den Lieferanten unabhängig machen, wollen fürderhin nicht mehr die hohen Preise für die notwendigen Düngemittel zahlen? Unmöglich. Und wenn's versucht wird, muß das Projekt gewiß bald scheitern. Vielleicht gar eine Revolution gegen den preußischen Fiskus? Der führt ja eine gewichtige Stimme im Kalisyndikat; er ist an der Produktion des Syndikats mit einem Anteil von 61,18 pro Mille beteiligt. Die Nachricht ward zum Teil dementiert, größtenteils aber bald bestätigt. Das Blatt, das sie selbst in die Welt gesetzt hatte, wollte die eigenen Worte schon zwei Tage darauf nicht mehr im vollen Sinne aufrechterhalten. Anfangs kommentierte es die Felderwerbung dahin, daß „eine landwirtschaftliche Körperschaft" nunmehr als Selbstproduzent

auftrete. Bald darauf hieß es, es sei nur eine Anzahl kapitalkräftiger Herren aus der Landwirtschaft „maßgebend" beteiligt, aber die Korporationen als solche dächten nicht daran, direkt als Erwerber der Felder aufzutreten. Und die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft wie der Bund der Landwirte dementierten nachdrücklich und schrieben, Statut und Vermögenslage hindern allein schon den Abschluß solcher Geschäfte. Die Kuxenhändler, d. h. ein paar Bankiers, die an der Aufrechterhaltung des Zwischenhandels in den Anteilen der Kaligesellschaften lebhaftes Interesse haben, waren ein wenig beruhigt. Noch nicht völlig, denn man verhehlte sich nicht, daß es sich immerhin um einen beträchtlichen Komplex (25 Maximalfelder) handelt, und der Gedanke liegt zu nahe, als daß seine Ausführung nicht sollte in Erwägung gezogen werden können. Bald wurde bekannt, daß die Felder der Gewerkschaft Burbach gehören, deren Vorsitzender, Herr Korte, im Kalisyndikat eine wichtige Rolle spielt. Ein Kartellmitglied wagt es also, an den Konkurrenten Felder zu verschachern? Noch stärkeres Kopfschütteln erregte es, als man vernahm, gerade Herr Korte habe vor kurzem im Syndikate erst die Forderung gestellt, den Landwirten die Vergünstigung nicht mehr einzuräumen, die nach dem bestehenden Vertrag als sogenannte Notstandsvergütung gezahlt wird. Noch ist über die Stellung des Herrn keine völlige Klarheit geschaffen; aber wie auch der Streit der Kaliproduzenten ausfallen möge, welches Interesse auch die Gewerkschaft Burbach an dem neu entstehenden Kaliwerk haben möge; der Fall ist, scheint mir, von symptomatischer Bedeutung.

Ich will die agrarische Gründung in ihrer Wirkung nicht überschätzen; die Frage, wie sich das Werk zum Kalisyndikat stellen wird, ist nebensächlich gegenüber derjenigen, was Preußens Regierung im Augenblick zu tun hat. Ich will selbst annehmen, die Auffassung, der Zweck der Gründung sei nur, dem Syndikat einen Schreck einzujagen, und die Aufhebung der Notstandsvergütung zu hintertreiben, entspreche der Wahrheit. So bleibt immer noch die Tatsache bestehen, daß eine Reihe von Landwirten einen Keil in das Syndikat treiben will, um zu verhindern, daß seine Macht allzusehr wachse und den Abnehmern die Preise diktiere. Auch wenn die Hoffnung (die von den Kuxenhändlern gehegt wird) berechtigt ist, das neue Werk werde schließlich dem Syndikat beitreten, so vermag das nichts daran zu ändern, daß die Landwirte jederzeit mit der Auflösung drohen können. Kartellverträge kann man, wenn's sein muß, wie Spinngewebe mit leichtem Schlag durchbrechen; selbst wenn der neue Kartellvertrag (der im nächsten Jahre zustandekommen muß) diesmal auf 10 oder 15 Jahre geschlossen wird, wissen die Agrarier recht gut, welchen Trumpf sie in der Hand halten, indem sie ein eigenes Werk besitzen. Schon bei den Erneuerungsverhandlungen wird die ihnen verliehene Macht von wesentlicher Bedeutung sein; noch mehr aber im Kartell, wenn es sich um die Festsetzung der Preise handelt. Der Einwand, das agrarische Werk könne nur eine geringe Beteiligungsquote erhalten und darum niemals über die Majorität verfügen, ist nur eine Ausrede, die nüchterner Erwägung nicht entsprang, sondern nur die Furcht verdecken sollte, die man dem Plane entgegenbrachte. Hat der preußische Fiskus, ohne die Majorität zu besitzen, nicht manchen Einfluß auf die Beschlüsse des Kartells? Und geschah seine Erwerbung der Gewerkschaft Herchnia nicht mit dem berechtigten Wunsche, den Einfluß auf das Syndikat zu vermehren, auch ohne die Majorität der Beteiligungsziffer zu erlangen?

Der Gedanke, ein eigenes Kaliwerk zu besitzen, ist, mag er dem Hirn einzelner geschäftsgewandter Landwirte oder wirtschaftlich geschulter Führer entsprungen sein, vorzüglich und zur rechten Zeit aufgetaucht. Denn wir befinden uns augenblicklich in der Aera des Rückschlages, die in der Kaliindustrie besonders scharfe Formen annehmen mußte, weil die Zahl der neuen Gründungen in den letzten Jahren Legion geworden war, weil die Gewissenlosigkeit einer Handvoll Spekulanten dafür gesorgt hatte, eine Uebersättigung der Besitzer von Anteilen an Kaligesellschaften herbeizuführen, wie wir sie in keinem anderen Industriezweige erlebt haben. Der Unfug, der mit dem Vertriebe von Bohranteilen getrieben wurde, haftet noch in unserer Erinnerung; er hat einen Entwertungsprozeß zur Folge gehabt, der sich auch auf die solide fundierten Unternehmungen erstrecken mußte. Wartet man, bis die Folgen der Ueberspekulation völlig beseitigt sind, bis womöglich der neue Syndikatsvertrag wieder zustande gekommen ist, so ist der Zeitpunkt verpaßt, und der Erwerb der Felder wäre, wenn überhaupt, so nur zu wesentlich höheren Preisen möglich. Von allen klugen Finanzleuten wird daher die jetzige Zeit der Brache ausgenutzt, und erst vor wenigen Wochen war zu lesen, daß die Kaligewerkschaft Beienrode die Hälfte der Aktien des Kaliwerks Hattorf erwerben will. Andere Fusionen schweben in der Luft; sie entspringen sämtlich dem Gesichtspunkt, daß die Aktionäre einer Reihe von Kaliunternehmungen während der Krisis gern bereit sind, ihre Anteile zu billigen Preisen herzugeben. Die banale Lehre, daß man eine Ware möglichst billig kaufen soll, in den Zeiten, wo der Verkäufer Geld braucht, sollte doch nicht erst zu wiederholen sein.

Nur der preußischen Regierung muß sie

wiederholt werden. Die Herchniakuxe wurden in den Zeiten des Aufschwunges erworben; schon ein Jahr später hätte man sie viel billiger bekommen. Feierlich wurde damals versichert, an weitere Verstaatlichungen sei in absehbarer Zeit nicht zu denken. Das Wort mag berechtigt gewesen sein, um keine Kurstreiberei der Kalikuxe herbeizuführen; daß man es aber gehalten hat, war unklug. Vergeblich sinnt man nach neuen Steuern und will nicht einsehen, auf wie leichte Weise der Staat Geld verdienen kann, wenn er nur ein wenig kaufmännischer handeln würde. Die Kuxe des Werkes Herchnia haben sich im Jahre 1906 mit ca. 7 % verzinst. Rechnet man das Zinserfordernis der Anleihen selbst mit 4 %, so verbleibt noch ein Gewinn von etwa 3 %. Ist ein solcher Nutzen von der Hand zu weisen? Er hätte nach Belieben vermehrt werden können, wenn man im Jahre 1907, als der Entwertungsprozeß der Kalikuxe seinen höchsten Grad erreichte, vorsichtig und ohne viel Aufhebens davon zu machen, eine Reihe anderer Werke erworben hätte. Noch ist die Gelegenheit nicht vorüber, wenn die Zeiten auch nicht mehr so günstig sind und rascheres Handeln als im vorigen Jahre am Platze wäre. Die Entwicklung der deutschen Kaliindustrie geht einen so klaren Weg, daß es ganz unverständlich ist, warum die Regierung, deren Vertreter im Syndikat sitzen, den Dingen ohne Verständnis gegenübersteht. Wir sehen eines der stärksten Monopole entstehen, das Deutschland zu allen Zeiten gehabt hat. Nur dem Umstande, daß die Kaliindustrie sich noch im Prozeß der Gärung befindet, daß eine zu große Anzahl von Feldern noch zu erschließen ist, darf es zugeschrieben werden, daß die Macht dieses Monopols bis jetzt noch nicht in vollem Umfange in die Erscheinung treten kann. Erbitterte Konkurrenzkämpfe, persönliche Differenzen der beträchtlichen Anzahl von Spekulanten (die mit feiner Spürnase im letzten Dezennium bemerkt haben, daß an der Aufschließung von Kalifeldern viel Geld zu verdienen ist), hindern die Ausnutzung der durch Deutschlands Machtstellung als einziges Kaliproduktionsland begründeten Kraft. Kann ein Zweifel auftommen, daß in spätestens zehn Jahren dieser Prozeß beendet sein wird? Schon sehen wir, wie einige der großen Interessenten sich brüderlich die Hand reichen, und es wird nicht mehr lange dauern, dann hat das Großkapital die Mehrzahl der noch freien Kalifelder in seinen Besitz gebracht; dann wird vor unseren Augen ein Trustgebilde entstehen, demgegenüber das Kohlensyndikat ein winziger Wurm ist. Will die Regierung wie in der Berggesetzgebung den Anschluß versäumen? Oder reichen ihre Machtmittel nicht aus, um rechtzeitig den Besitzstand an der Kaliindustrie zu verstärken? Das Gegenteil ist richtig. Sie kann auf Grund ihrer Stellung im Syndikat die Erneuerung des Kartells erschweren, sogar zur Unmöglichkeit machen. Sie kann durch Einführung eines Exportzolles den Absatz ins Ausland schmälern, denn die Kaliindustrie ist wie keine zweite auf den Export angewiesen. So fällt es ihr leicht, sich selbst den Ankauf der Felder und Kuxe zu verbilligen. Statt dessen steht sie mit verschränkten Armen da und sieht müßig zu, wie andere sich bereichern. Drohungen, nichts als Drohungen, werden ausgestoßen, aber von einer energischen Handlung ist nicht das Geringste zu spüren. Man gibt sich sogar noch die erdenklichste Mühe, das Syndikat zusammenzuhalten, aus dem kleinlichen fiskalischen Gesichtspunkt, daß bei einer Sprengung vorübergehend eine Schmälerung der Rente eintreten würde. Das ist die Politik des Bureaukraten, aber niemals die des großzügigen Kaufmannes. Nicht einmal Parteifragen vermögen die Regierung am richtigen Wege zu hindern. Denn die Agrarier haben nur ein Interesse daran, daß Preußen stärkeren Einfluß auf die Kaliindustrie gewinne. Sie wissen sehr wohl, daß sie von der Regierung weit eher günstige Preise herausschlagen können, als von den jetzigen Produzenten. Warum also zögert man noch, warum findet sich im preußischen Landtage nicht ein einziger, der sich in die Dinge vertieft, der mit weitzügigem Blick erkennt, wohin die Entwicklung dieses wichtigen Industriezweiges führt? Man frage sich doch, warum die Banken, die sich bisher der Kaliindustrie ferngehalten haben, seit wenigen Jahren mit steigender Kapitalkraft Einfluß zu gewinnen versuchen! Weiß man nicht den Feldererwerb der landwirtschaftlichen Interessenten in seiner prinzipiellen Bedeutung zu würdigen? Jeder Tag des Zauderns kostet die Steuerzahler Tausende; unverzüglich müßten die „edlen und erlauchten Herren von beiden Häusern des Landtages" die Regierung fragen, warum sie nicht schleunig Geldmittel fordert, um ihren winzigen Besitz an Kaliwerken beträchtlich zu verstärken.

Bruno Buchwald.

Vom Büchertisch.

Ein Buch über Wilhelm Leibl. Sieben Jahre haben sich kürzlich vollendet, seitdem Wilhelm Leibl, von allen neueren Malern der mit den gesundesten Sinnen, mit den „kräftigsten Fäusten", lang vor der Zeit an einem kranken Herzen gestorben ist. Seine kritische und fast schon geschichtliche Anerkennung konnte er zum Teil noch erleben; vollends aber war kurz nach seinem Tode und

weiterhin die Kunstwissenschaft bemüht, dem Schaffen des Einsamen die Bedeutung zu sichern, die es unerkannt in sich trug. Mit ihren scharfen Analysen ist (nachdem Muther auch hierin den Anfang gemacht hatte) Meier-Graefes Entwicklungsgeschichte gerade diesem Künstler, der solcher Zerfaserung zu widerstreben scheint, gerecht geworden; und biographisch boten vor allem Zeitungsartikel persönliche Erinnerungen von Freunden und damit wertvolles Leibl-Material. Zu eben diesem Kreis nun gehört auch ein Arzt Dr. Julius Mayr in Bronnenburg (Oberbayern) — von dem ist soeben ein stattlicher und reich mit Bildern geschmückter Lexikonband erschienen, der voraussichtlich „das" Leibl-Buch werden wird. Des Künstlers Leben und sein gesamtes Werk läßt dieses Buch („Wilhelm Leibl." Verlag Bruno Cassirer, Berlin.) auf Grund eines reichen Schatzes von Briefen und Angaben aus dem Verwandtenkreis und eigener Reminiszenzen ineinander klingen; die Analyse tritt hier bescheiden zurück hinter treuer und schlichter Erzählung, und die liebenswürdig-einfache Art, das Vollendete Leiblscher Bilder nicht zu zerlegen, sondern gleichsam nur streichelnd zu berühren, steht dem Verfasser so gut an, daß das Kunstlose seines Stils seine Wirkungen nur noch verstärkt. Es ist, als könnte das Wesen des wortkargen, in seiner Derbheit taktvollen Meisters gar nicht echter sich spiegeln als im Mayrschen Buch. Die freie Landluft, die Leibl so liebte, spielt auch um diese Huldigung eines Freundes und Jagdgenossen, eines von aller norddeutschen Schärfe unberührten herzlichen Menschen. Und zu der Gewissenhaftigkeit des Chronisten, der alle erreichbaren Daten — auch die Zeitungsstimmen von damals! — zusammenträgt und mit frommer Geduld ein beschreibendes Verzeichnis des ganzen Leiblschen Werkes einfügt, tritt eine Auswahl von Illustrationen, in der man gerade die entlegensten Leiblschen Bilder, z. T. in herrlichen Heliogravüren, vereint findet. Sich in den Meister hineinzusehen wie hineinzulesen ist hier Gelegenheit. Im biographischen Teil liest sich vor allem die Schilderung der Beziehungen, die Leibl als armer und unbekannter Münchener Akademieschüler zu Pariser Kunstfreunden fand, überaus fesselnd. In einem sonst so wenig romantischen Leben liegt hier ein kleiner Roman. Leibl geht Ende 1869 in die französische Hauptstadt. In der Aristokratie eines fremden Landes wird er in seiner ganzen Stärke („un nouveau Holbein, un nouveau Durer") erkannt, wird er festgehalten. Da bricht der Krieg aus, und er kehrt nach Deutschland zurück. Sein Leben gerät wieder in ärmliche und äußerlich trübe Verhältnisse. Die Landsleute stehen ihm künstlerisch ferner als die fernen Franzosen, deren Sprache er nicht zu erlernen vermocht hatte. Das „genialische" Münchnertum geht über den unbequemen, unerbittlichen Wahrheitsmaler hinweg. Friedrich Pecht persifliert ihn zur selben Zeit, wo ihn der „Figaro" verkündet. Das alles wird im Mayrschen Buch ganz nach den Tatsachen aufgefrischt, und nicht ganz verständlich ist es deshalb — die einzige dunkle Stelle im Buch —, daß der Verfasser dennoch der Leiblschen Kunst die größere Entwicklungsmöglichkeit da zuschreibt, wo sie blieb, in der Heimat. Zum mindesten läßt es sich schwer beweisen, daß für Leibl, dessen kurzer Pariser Aufenthalt so fruchtbar wurde, die Heimat und die Verkennung heilsamer waren als günstige Lebensverhältnisse. Und wenn man ihn mit Dürer vergleicht, so wirkt es traurig genug, daß er auch dessen Existenz — „ein so armer Narr von Künstler!" hat Goethe von Dürer gesagt — auskosten und im deutschen Vaterland „nach der Sonne frieren" mußte.

A. G.

Dr. A. Lohr: Prinz Emil von Schönaich-Carolath. (Göschenscher Verlag.)

Hermann Eßwein: „Die Schrittmacher". (R. Piper, München.)

Adolph Kohut: „Aerzte als Staatsmänner." (Berlinische Verlagsanstalt.)

Chamisso: „Peter Schlemihls wundersame Geschichte." (Hans von Weber.)

Die Erscheinungen des Verlages Hans von Webers verdienen eine ganz besondere Würdigung, die ihnen hier auch noch zuteil werden wird. Jedes von diesem Hause edierte Werk zeichnet sich durch aparte Ausstattung sowohl in der äußeren Form, wie in der Wahl der Typen, Vorsatzpapiere usw. aus.

Notiz.

Der Aufsatz des Generals von Bredow „Krieg und Technik" wird ebenso wie die „Lebenserinnerungen" von Georg Brandes im nächsten Hefte zu Ende geführt werden.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feül, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Rafael & Wiltsek, Wien I. Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57. Lützowstr. 66.

Der heutigen Nummer liegt ein Sonderprospekt des Verlages Richard Ungewitter, Stuttgart, Hegelstraße 25, bei, auf welchen wir besonders hinweisen.

Ziehung 25.—28. Februar

Geld-Lotterie 6. Wohlfahrts-

zu Zwecken der Deutschen Schutzgebiete
420000 Lose 12977 Geldgew. = ℳ

490000

Hauptgewinne bar ohne Abzug Mark:

75000
50000
25000
15000

3	à	5000	= 15000	200	à	100	= 20000
10	à	2000	= 20000	600	à	50	= 30000
20	à	1000	= 20000	3000	à	30	= 90000
40	à	500	= 20000	9000	à	10	= 90000
100	à	200	= 20000				

Wohlfahrts-Lose à M. 3,30 Porto u. Liste 30 ₰ extra.

Lud. Müller & Co. in München, in Nürnberg, in **Berlin C.,** Breitestr. 5.

Telegr.-Adr.: Glücksmüller.

Für wenig Geld

eine umfangreiche wertvolle Bibliothek zusammen zu stellen, ist mit Hilfe von

Reclams

Universal-Bibliothek

leicht möglich. Diese in vielen Millionen von Bänden über den ganzen Erdball verbreitete, bedeutendste deutsche Büchersammlung bietet in jetzt nahezu 5000 Nummern à 20 Pfennig den vielseitigsten und gediegensten Lesestoff, sowohl zur Unterhaltung als auch zum Studium. Die Universal-Bibliothek enthält mehr als 2500 Nummern Unterhaltungslektüre der bedeutendsten Erzähler aus der Weltliteratur, mehr als 1400 Nummern Bühnenwerke und etwa 1000 Nummern wissenschaftlicher Texte.

Kataloge

versendet an Interessenten überall hin gratis

Philipp Reclam jun. • Leipzig

Inserate finden die weiteste Verbreitung im „Morgen"

In Kiel ist für jede Firma, deren Waren in den Kreisen der Kaiserlich deutschen Marine und in den kaufkräftigen Schichten der Bevölkerung, also in den führenden, bessergestellten Geschäfts-, Bürger-, Beamten- u. Offizierskreisen, d. Universitäts-, Handels- u. Marinestadt Kiel (m. Vorort. 200000 Einw.) u. der wohlhabenden Provinz Schleswig-Holstein Eingang finden sollen, die

Kieler Zeitung

ein wirksames und unentbehrliches Veröffentlichungsmittel.

Zeilenpreis 30 Pf. :: Seitenpreis 145 M. :: Rabatt nach Tarif.

Im Verlage **„Deutsche Zukunft“, Leipzig,** erscheint demnächst und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Veröffentlichungen des Allgemeinen Deutschen Elternbundes, Zentrale Leipzig.

Arzt und Schulbetrieb. Gesammelt vom Elternbund für Schulreform in Bremen. Herausgegeben von Pastor Friedrich Steudel. Preis **1 Mark.**

Professor Dr. Max Banner, **Tote Bildungsfaktoren in Schule und Haus.** Preis **1 Mark.**

Unser Programm. Preis **20 Pfg.**

Friedrich Wilhelm Kitzing, **Das moderne Schul- und Erziehungsdrama,** mit besonderer Berücksichtigung der neuen literarischen Erscheinungen. Preis **60 Pfg.**

Felix Otto, **Trübes Wasser.** Eine Seminaristenkomödie. Neue Bühnenausgabe. **1.—5. Tausend.** Preis **1 Mark.**

Malleus Maleficarum.

DER HEXENHAMMER. 1489—1906, kritische deutsche Ausg. von J. W. R. Schmidt. 3 Bde. 796 Seit Brosch. 20 M. 3 Originalbände 24 M. Einzeln käuflich!

Einige Urteile der Presse:

„Die Bibel der Hölle“, „das verruchteste und unsittlichste Buch der Weltliteratur“, „aber ein kostbares Kulturdokument“, „für den ‚Dilettanten‘ im Sinne Goethes, für dieses Elitepublikum das eigentlich das geistige Niveau eines Volkes bestimmt und der wahre Träger und Verbreiter der Nationalbildung ist, bietet der Hexenhammer eine Quelle unerschöpflicher Belehrung“ etc. etc.

Ausführlichen Prospekt und Verlagsverzeichnisse gratis und franko. Verlagsanerbietungen erwünscht.

Harm Barsdorf, Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Bei Bestellungen wolle man sich auf den

„Morgen“

beziehen.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand),
15, Kaiserplatz **Berlin-Wilmersdorf,** Kaiserplatz 15.

Unser
illustrierter Verlags-Katalog
steht auf Wunsch
kostenfrei zur Verfügung.

Boll u. Pickardt
Verlagsbuchhandlung

Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.

Inseraten-Annahme für den „Morgen“ durch den Verlag des „Morgen“, Berlin, Eislebenerstr. 14 (Tel. VI, 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: P. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W.

SAALECKER WERKSTÄTTEN G. m. b. H.
ZWEIGNIEDERLASSUNG BERLIN W. 10
Viktoriastrasse No. 23 (bei der Potsdamer Brücke)
AUSSTELLUNG von ARCHITEKTUR-MODELLEN
SAALECKER MÖBEL von PROF. SCHULTZE-NAUMBURG
Beleuchtungskörper — Uhren — Stoffe — Teppiche
Freie Besichtigung.

„MORGEN"-VORTRÄGE

VERANSTALTET VON DER WOCHENSCHRIFT **MORGEN.**

SONNTAG, DEN 1. MÄRZ 08 — MITTAGS 12 UHR

IM KAISERSAAL DES HOTEL ADLON, UNTER DEN LINDEN 1.

C. HAUPTMANN-SCHREIBERHAU

„NEUE DICHTUNGEN"

FÜR DIE ABONNENTEN DES „MORGEN" IST DIESER VORTRAG KOSTENLOS, DOCH MÜSSEN BIS ZUM **MONTAG, DEN 24. FEBRUAR,** *BEI DER GESCHÄFTSSTELLE DES „MORGEN", BERLIN W. 50, EISLEBENERSTR. 14, UNTER BERUFUNG AUF DEN BETR. BUCHHÄNDLER ODER UNTER EINSENDUNG DER ABONNEMENTSQUITTUNG DIE*

EINTRITTS-KARTEN

VERLANGT WERDEN.

FÜR NICHTABONNENTEN: 10, 5 UND 3 MARK.

BILLETS BEI: AMELANG — BOTE & BOCK — WERTHEIM U. A. D. KASSE.

DER REINERTRAG

IST BESTIMMT ZUR SPEISUNG ARMER SCHULKINDER IN BERLIN.

Inhalt

		Seite			Seite
C. von Bredow	Krieg und Technik (Schluß)	193	Gustav Herrmann	Richtfest	213
Otto Julius Bierbaum	Etwas vom Erbfeinde	195	Heinz Potthoff	Verpestung Berlins durch die Provinz	214
Georg Brandes	In der Fremde (Fortsetzung)	200	Ignaz Ježower	Reminiszenzen über Wagner	216
Carl Hauptmann	Graf Michael (Fortsetzung)	203	Bruno Buchwald	Siegmund Friedberg	218
Julius Bab	Persönlichkeit	209	A. L.	Theater	220

Manuskriptsendungen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern an die Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landsberger. Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14.

SEIDENHAUS

MICHELS & CIE

HOFLIEFERANTEN.

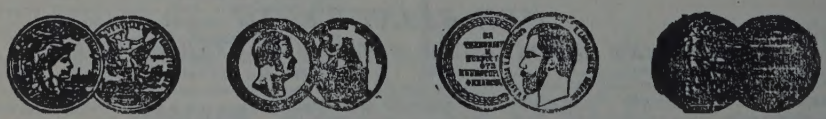
BERLIN W. LEIPZIGERSTRASSE 43-44,

ECKE MARKGRAFENSTRASSE.

GRÖSSTES SPECIALHAUS DEUTSCHLANDS

FÜR SEIDENSTOFFE UND SAMMETE

MECHAN. SEIDENSTOFFWEBEREI IN KREFELD

FABRIKATION VON SEIDENEN BLUSEN, JUPONS, MORGENRÖCKEN, MATINEES, KOSTÜMRÖCKEN UND ABGEPASSTEN HALBFERTIGEN ROBEN.

SPECIAL-ABTEILUNG FÜR LIBERTY-ARTIKEL, SEIDENE TRICOTAGEN, SEIDENE TÜCHER, FEDERBOAS, ECHTE SPITZEN, KRAGEN, SCHÄRPEN ETC.